

zession

Autorenporträt Gert Ledig

Olaf Haselhorst Nachkriegsverluste

Dirk Alt Pöbel und Straße

Guillaume Travers
Die kommende Krise

In memoriam Jean Raspail

Sezession

Herausgegeben vom Verein für Staatspolitik e.V. Rittergut Schnellroda 06268 Steigra E-Mail: redaktion@sezession.de

Vertreten durch Dr. Erik Lehnert (Vorsitzender)

Eingetragen im Vereinsregister am Amtsgericht Stendal, Registernummer: 46786

Unter Mitarbeit von Wolfgang Dvorak-Stocker, Benedikt Kaiser, Ellen Kositza, Götz Kubitschek (V.i.S.d.P.) und Erik Lehnert

18. Jahrgang, Heft 97, August 2020

Sezession erscheint im Februar, April, Juni, August, Oktober und Dezember. Der Preis für das Einzelheft beträgt 11 € zzgl. Versandkosten. Wer Sezession für mehr als lesenswert hält, kann ein Förderabonnement (75 €/sechs Hefte) zeichnen. Das normale Jahresabonnement (sechs Hefte) kostet 50€, ermäßigt 35€ (junge Leser in Ausbildung), jeweils inkl. Versand. Auslandsabonnenten bezahlen zusätzlich 10 € Porto im Jahr. Wird das Abonnement nicht bis zum 30. November gekündigt, verlängert es sich um ein weiteres Jahr.

Alle Rechte für sämtliche Artikel im Heft vorbehalten. Manuskripte sind übrigens stets willkommen und sollten als Kurzbeitrag 9000 und als Grundlagenbeitrag 15 500 Zeichen (inkl. Leerzeichen) umfassen.

Satz & Layout: satz@sezession.de

Sezession Rittergut Schnellroda 06268 Steigra Tel: (03 46 32) 90 43 96 Fax: (03 46 32) 90 43 97

redaktion@sezession.de vertrieb@sezession.de www.sezession.de

Editorial

Oder so Götz Kubitschek

Bild und Text

Merkelokratie Ellen Kositza

Grundlagen

- 4 Autorenporträt Gert Ledig Götz Kubitschek
- 1945 Deutschlands Nachkriegsverluste Olaf Haselhorst
- 14 Befreiung 1945? Ein Europalexikon Redaktion
- Das Eigenrecht der Geschichte 20 Erik Lehnert
- Pöbelherrschaft und 24 Antirassismus-Doktrin Dirk Alt
- 30 Merkel, hagiographisch Milan Wurst
- Elf Fragen zur kommenden Krise Guillaume Travers
- Corona-Pandemie, De-Globalisierung und Rückkehr der Nation Jan Moldenhauer
- Solidarischer Patriotismus 46 Benedikt Kaiser
- Abstand von Hegel Caroline Sommerfeld
- 58 Rebellion aus Tradition: der Carlismus Marcel Kehlberg

Bücher

- In memoriam Jean Raspail Konrad Markward Weiß
- Ökologische Beleuchtungen (5) **Jonas Schick**
- 70 Rezensionen

Oder so

von Götz Kubitschek

Im Rahmen der Vorstellung des Verfassungsschutzberichts für das Jahr 2019 hat der Präsident dieser Behörde, Thomas Haldenwang, Anfang Juli unter anderem unser Institut (und damit uns Verantwortliche) als »Superspreader von Haß und Gewalt« angeführt.

Der Begriff »Superspreader« (deutsch: Superverbreiter) stammt aus der Virologie und bezeichnet im Zusammenhang mit Epidemien sol-

che Infizierte, die eine ungewöhnlich hohe Zahl von Organismen mit einem bakteriellen oder viralen Krankheitserreger anstecken. Im Zuge der Corona-Krise haben wir alle gelernt, wie mit solchen Virusschleudern umzugehen sei: den Kranken markieren und isolieren, die noch nicht Erkrankten warnen und immunisieren, den Virus ausmerzen. Das Wort »Superspreader« klingt aus dem Munde Haldenwangs also wie eine klinische Diagnose, die eine Behandlungsmethode nahelegt, und dieser Umstand

ist das eigentlich Besorgniserregende, besser: der schrille Warnton. Gegen Meinungen (nicht: Gewalttaten) so vorzugehen, kennzeichnet den Hygiene-, den Gesinnungsstaat.

Haldenwang setzt die Traditionslinie derjenigen fort, die über Andersdenkende wie über eine Krankheit denken und sprechen. Ihm schwebt ein »Gesellschaftskörper« vor, dessen Gesundheit vor Infektionen geschützt werden müsse. Indem Haldenwang ausspricht, was er zuvor dachte, ist er im Dreischritt Denken-Sagen-Handeln auf der zweiten Stufe angelangt. Seine Absicht ist klar: Er markiert uns als Kranke, unsere Arbeit als etwas gefährlich Ansteckendes. Er warnt die Gesunden, er schlägt unsere Isolierung vor und hofft auf Immunisierung des Gesellschaftskörpers durch Aufklärungsbroschüren, deren Titel denen von Presseorganen und Medienanstalten ähneln: Spiegel, Welt, ARD undsoweiter.

Thomas Haldenwang ist von der Sorte, die sich die Hände nicht schmutzig macht. Das Handeln, das auf sein Denken und Sprechen folgen soll, überläßt er anderen. Wobei: Vielleicht verhält es sich bereits mit seinem Denken so. »Wo lassen Sie denken?« – das war ein Aufkleber aus der Frühzeit der Neuen Rechten nach der Wende. Man möchte bei Haldenwang nachfragen: Wer in seinem Büro, in seiner Behörde kam auf den

Begriff »Superspreader«? Gab es nach dem launigen Gelächter über diese schöne, krasse Vokabel die kurze, stets sehr notwendige Katerstimmung des Gehirns, in der die Äußerungsverantwortung sich zu Wort meldet und die Schnapsidee vom Tisch wischt? »Superspreader«, Menschen als geistige Krankheitsschleudern, medizinisches Vokabular, virologisches Besteck, Meinungseugenik – jetzt muß doch einer abbremsen helfen,

> muß seinem Chef sagen, daß es einen fundamentalen, vielleicht auch irgendwo im Grundgesetz niedergeschriebenen Unterschied gibt zwischen Meinung und Krankheit, Satz und Virus.

Aber: Ein Bremser war nicht im Raum. Daher: Wenn Haldenwangs Pressekonferenz für irgend etwas ein Zeichen war, dann für behördliche Enthemmung, für die Verantwortungslosigkeit der Macht und für die Unwilligkeit der Presse, das Ungeheuerliche an diesem Vorgang festzuhal-

ten. Wir selbst notieren es ja längst nur noch deswegen, damit es festgehalten wird - ohne darüber hinausreichende Absicht also. Wir machen uns nichts mehr vor: Es handelt sich nicht mehr um eine Verhandlung mit Anspruch auf Gehör, sondern um einen Schauprozeß. Und während da vorn einer schwadroniert, denkt man auf der Bank sitzend darüber nach, ob es sich lohnen könnte, den Satzspiegel der Sezession insgesamt auf zweispaltig umzubauen (oder so).

In Ernst von Salomons Fragebogen gibt es eine feine Szene: Bei der Ankunft im US-amerikanischen Gefangenenlager müssen die deutschen Soldaten der Reihe nach durch ein Spalier von CIs rennen, die auf die Wehrlosen eindreschen, auch dann, wenn sie straucheln und fallen. Salomon schildert nun, wie einer der Deutschen antrat und die Hatz nicht mitmachte - dieses Gerenne durch die prasselnden Hiebe, von denen jeder so wenige wie möglich abkriegen wollte. Dieser Mann also trat in die Gasse und durchschlenderte sie gemächlich, während die »Befreier« auf ihn einhieben. Als er einen Schuh verlor, blieb er stehen und angelte mit dem Fuß danach. Dann schlenderte er weiter. Vielleicht dachte er unterwegs daran, daß er sich aus einem Stoffrand einen neuen Schnürsenkel drehen könnte (oder so).



Die Kanzlerin sagte, sie würde uns alles erklären

von Ellen Kositza

Irgendwo stand einmal: In Schnellroda gehen sie zum Lachen in den Keller. Negativ verstanden bedeutete das wohl: Diese Menschen »dort« also »wir« - hätten keinen Humor. Stimmt das? Eine Lehrerin hatte mir in der dritten Klasse ein Bonmot Nicolas Chamforts (1741–1794; Chamfort starb übrigens als Selbstmörder) ins Poesiealbum geschrieben: »Der verlorenste aller Tage ist der, an dem du nicht gelacht hast.« Ich galt als überaus ernstes Kind. Jahre später beklagte ein Lehrer meinen Eltern gegenüber, daß ich es bedauerlicherweise fertigbrächte, selbst über die ernstesten Dinge zu lachen. Man macht es selten allen recht: Eine Lektion, die man gerade als »verträglicher« Mensch nicht früh genug lernen kann! Positiv gewendet hieße der Vorwurf mit dem Keller als Ort des schnellrodaschen Lachens womöglich: Die dort meinen es ernst. Die spaßen, die taktieren nicht.

Wie auch immer (und wie immer) liegt in sämtlichen Auslegungen ein Fünkchen Wahrheit. Ultimativ wahr ist, daß unsereins, falls ihm zum Lachen zumute wäre und nur ein Anlaß fehlte, bei Bernd Zeller nachschlüge. Wir tun das ohnehin mit einiger Regelmäßigkeit. Zeller trifft unseren Humor. Er liefert uns mit seinen Karikaturen seit vielen Jahren zudem einen reichen Zitatenschatz, aus dem wir schöpfen, wenn wir uns rasch im Gewühl verbal zuzwinkern wollen. Beispiel? Wir sehen bei Zeller ein halbattraktives, mittelaltes Ehepaar beim späten Frühstück. Das Radio dudelt: »Wir begrüßen Sie zur Sendung →Kontrovers< mit dem Thema →Ökodiktatur jetzt sofort oder vorher erst Demokratie abschaffen?««. Die Frühstücksfrau, ungetrübt: »Mach aus, ich will kein Streitgespräch.« Unser Kurzverständigungswort: »Kontrovers«. Oder: Mann und Frau am Tresen. Er mit fliehendem Kinn und Bier, sie mit engstehenden Augen und Likörchen. Er defensiv, sie offensiv feministisch: »Das ist eure typische Art der Diskursverweigerung! Wenn ihr nicht weiterwisst, sagt ihr etwas, worauf man nichts entgegnen kann. Dieses Ausspielen von Rationalität gegen Emotion macht mich nur traurig.« Geheimwort: »Diskursverweigerung«. In einer anderen Karikatur hat Zeller einmal einen Infostandpolitiker-Typen sagen lassen: »Wir machen Politik für alle. Wem das nicht paßt, der hat hier nichts zu suchen«. Stichwort: »Politik für alle«.

Bernd Zeller wurde 1966 in Gera geboren, wo er noch heute lebt. Sein Sternzeichen ist die Waage, das paßt. Er ist ein ausgleichender und ausgeglichener Typ. Keine Zornfalten, kein hämisches Lachen. Ein netter, jugendlich wirkender Kerl ohne nennenswerte Frisur, mit nettem Lächeln. Eine Zeitlang trat er in der »Harald Schmidt Show« als »Unser Ossi« auf, er fungierte auch als Witzeschreiber für Schmidt. Zeller war Redakteur sowohl beim ostdeutschen Eulenspiegel, beim westdeutschen Pendant Titanic als auch bei der Neuauflage der pardon. Humorhalber ein Irrlicht! Zellers treffsichere Karikaturen wurden sowohl auf Spiegel online (linksliberal) untergebracht als auch in Publikationen der Friedrich-Naumann-Stiftung (liberal), im neuen deutschland (links), in eigentümlich frei (radikal libertär), auf der Achse des Guten (eher konservativ) und zuletzt auch in einer AfD-Mitgliederzeitschrift. Zeller bricht alle Konventionen! Hat sich seine humoristische Stoßrichtung also über die Jahre verändert? Nein. Eben nicht. Geändert haben sich bloß die Zeiten, nicht Zellers Blickwinkel.

Den hier dargestellten Bildwitz halte ich für eines der zahlreichen Glanzstücke (weitere in diesem Heft auf den Seiten 30 bis 35). Im Vordergrund sehen wir zwei Frauen. Extrem normale Exemplare. Keine Influencer*innen, keine Leute mit sichtbarem Karrierepäckehen. Die eine, mit unprätentiöser Frisur in Kinnhaarlänge, Kleidungsgröße »casual fit«, hält ein Buch in den Händen. Ein aktuelles Reclam? Einen Lebensratgeber? Einen städtischen Eventplaner? Eine Handyhülle! Ihre stupsnasige (muß man sagen: weiße?) Gesprächspartnerin mit nachlässig gewupptem Dutt jedenfalls schaut ähnlich halbinformiert, man will kaum sagen: naiv, aus der Wäsche. Erstere sagt gemäß Sprechblase: »Man weiß nicht, was man heute glauben soll.« Das ist der typisch verknappte Zeller-Stil. Er hätte die Frau auch sagen lassen können: »Oh, diese Sprachregelungen und Denkverbote. Manchmal bin ich einfach total unsicher, was okay ist und was bereits verletzt.« Zeller ist nicht so. Er ist kein didaktischer Witzemacher. Kein Prediger, keiner, der den Gag erklärt, damit der Witz auch hundertprozentig sitzt. Zeller setzt auf Assoziation, auf ein leises Zwinkern, auf das klandestine »weißt schon ...«. Er verfügt über den



probaten Federstrich dazu. Er philosophiert mittels seiner Witzigkeitspoetologie nicht mit dem Hammer, dem Morgenstern oder auch nur dem Säbel - nein, er führt ein elegantes Florett. Oder eben jene feine Feder, die ihm ermöglicht, jenen aufgeklärten Mann mit Geheimratsecken, bedenkenträgerischen Nasolabialfalten und eckigem Brillengestell zu skizzieren, der den beiden ahnungslos sich beratenden Frauen die ultimative Lösung zuzischt, gewissermaßen als Akt der Zivilcourage: »Doch, das weiss man!«

Was weiß man denn? Zeller läßt es offen. Das sich offenkundig jäh umwendende Bürokratengesicht vom Typus Fettauge, das stets oben auf der Suppe schwimmt, sagt bereits alles. Man WEIß es einfach! Als ich Bernd Zeller fragte, was das eigentlich für Leute (Kleinbürger? Bildungshuber? Der »Mainstream?«) seien, die er zeichnend entblößt oder »zur Kenntlichkeit entstellt« (wobei: er zeichnet nie Monströses), antwortete er in aller Redlichkeit: »Das sind die Leute, wie sie mir begegnen oder wie sie sich präsentieren. Also am häufigsten solche, die gern alles richtig und nichts falsch machen wollen. Gelegentlich

jemand, der im Kontrast dazu steht. Da wir die Informationsgesellschaft haben, sind viele Journalisten und andere Höflinge darunter, die nicht wissen, daß sie Wendehälse vor der Wende sind.«

Ich fragte Zeller weiterhin: »Ihre satirische Karriere ist vieldeutig, gerade mit Hinblick auf das politische Koordinatensystem. Ist Ihr Echoraum eher links angesiedelt oder rechts? Oder gäbe es eine Art universales Gelächter, das solchen Zuordnungen entflieht?« Zeller, freimütig: »Die Einteilung nach Parteilinien oder das Bedienen von Echoräumen hielte ich für schwächend. Ich nehme die Perspektive ein, die eigentlich die freie Presse haben müßte: die des Bürgers auf den Hof. Ja, und was es da eben zu sehen gibt, hängt vom Hof ab. Nicht von mir.« Unser derzeitiges Hofgeschehen schreit offenkundig nach Bloßstellung, auch wenn Zeller das gewiß »so nicht sagen« würde. Er zeichnet ja nur auf. Er gibt zu Protokoll. Vor dem Gang in den Keller, in dem wir eher ein »galliges Gelächter« (Monika Maron) anstimmen, wissen wir also, daß wir dort Ausblühungen finden, die ganz wunderbare Muster ergeben.

Autorenporträt Gert Ledig

von Götz Kubitschek

Daß Debatten Schriftsteller oder Wissenschaftler dem Vergessen entreißen können, wissen wir seit dem Gezänk und Gezerre um Rolf Peter Sieferles Finis Germania als hauptsächlich Beteiligte nur zu gut. Ohne die Skandalisierung dieser »Nachtgedanken« wären sie als Band 50 der reihe kaplaken unseres Verlags zwar im üblichen Rahmen gelesen und ob ihrer rücksichtlosen Klarheit gelobt worden, aber nie zum Skandalbuch des Frühherbstes 2017 und zum bestimmenden Thema der Frankfurter Buchmesse des selben Jahres geworden. So aber trug dieses kleine Bändchen einen für uns eminent wichtigen Denker in den Mittelpunkt der Aufmerksamkeit und verschaffte der mittlerweile auf sechs Bände angewachsenen Werkausgabe Sieferles eine um ein Vielfaches gewachsene Leserschaft.

Als der in England lebende Schriftsteller W.G. Sebald 1997 in Zürich seine Poetikvorlesung unter die Fragestellung »Luftkrieg und Literatur« stellte, fahndete wenig später der Literaturredakteur Volker Hage nach Verschollenem und stieß auf den Roman Vergeltung des Schriftstellers Gert Ledig (1921–1999). Er machte den Autor, der seit Jahrzehnten keiner mehr war, keiner mehr sein wollte, bei München ausfindig und bereitete für Suhrkamp eine Neuauflage des 1957 erschienenen Buches vor.

Debatten: Die von Sebald angestoßene war eine, eine richtige, eine, die in einem Korridor noch stattfinden konnte, der um Welten breiter war als er es heute wäre. Dabei ist diese Debatte erst gute zwanzig Jahre her und lag bereits mitten in jenen bleiernen Jahren, die anbrachen, als sich »die Linke« vom Schock der Wiedervereinigung und von ihrer intellektuellen Niederlage erholt hatte. W.G. Sebald hatte in seinen Vorlesungen im Züricher Puppentheater die Frage gestellt, ob das Bombardement deutscher Städte im Zweiten Weltkrieg literarisch angemessen aufgegriffen und dargestellt worden sei. Immerhin war es ohne Vergleich in der Weltgeschichte und zugleich die größte Verheerung auf deutschem Boden seit dem Dreißigjährigen Krieg: Sie kostete weit über einer halben Million Zivilisten (vor allem Frauen, Kinder, alte Leute) das Leben und legte die aus dem Mittelalter heraus organisch gewachsene Städtelandschaft gezielt und geplant in Schutt und Asche.

Sebalds These lautete, es habe zwar »den ein oder anderen einschlägigen Text« gegeben, »doch steht das wenige uns in der Literatur Überlieferte sowohl in quantitativer als auch in qualitativer Hinsicht in keinem Verhältnis zu den extremen kollektiven Erfahrungen jener Zeit.« Kaum ein Stadtbewohner des Deutschen Reiches war von den grauenvollen Erfahrungen des immer präziser und effektiver ausgeführten Bombenterrors verschont geblieben. Sebald sah für die nachgeborenen »keine Möglichkeit, diese spezifisch deutsche Katastrophe in der Literatur nachzuvollziehen« und konstatierte »die Unfähigkeit einer ganzen Generation deutscher Autoren, das, was sie gesehen hatten, aufzuzeichnen und einzubringen in unser Gedächtnis.«

Nachdem diese Bestandsaufnahme in der Welt war, kam es zu einer alles in allem bestätigenden Auseinandersetzung. Das war damals (da-

»Der Obergefreite konnte sich nicht mehr in seinem Grabe umdrehen, da er überhaupt keins besaß. er war drei Werst von Podrowa entfernt, etwa vierzig Werst südlich von Leningrad, in die Salve eines Raketengeschützes geraten, war in die Luft geschleudert worden und mit abgerissenen Händen, den Kopf nach unten, an einem kahlen Gestell, das früher einmal ein Baum war, hängen-

Gert Ledig: Stalinorgel.

mals? Ja, es scheint ein Jahrhundert her zu sein!) noch möglich, wenngleich Sebald zunächst natürlich daraufhin abgeklopft wurde, ob er überhaupt befugt sei (moralisch, nicht wissenschaftlich!), die Beschäftigung mit deutschem Leid und alliierten Kriegsverbrechen auf die Agenda zu setzen (wobei sich sofort die Frage stellt, wo die Instanz ihren Sitz habe, die darüber befinden dürfe, wer »befugt« sei ... Sebald jedenfalls war befugt, das stellte man gleich fest: vier erzählerische Werke über deutsche Schuld und jüdisches Leid). Frank Schirrmacher dachte in der FAZ laut darüber nach, daß unter »Entlastungsverdacht« stehe, wer heute literarisch über Vertreibung und Bombenkrieg arbeite, und der Schriftsteller Maxim Biller stieß noch weiter vor, indem er schrieb, daß die wahre Katastrophe für die deutsche Nachkriegsliteratur nicht so sehr in den Lügen und dem Schweigen der Vätergeneration bestehe, sondern darin, »daß die Söhne schon bald von den Vätern das Lügen, das Schweigen und das Danebenstehen gelernt haben«.

Was nun durch die Debatte möglich wurde, war die Öffnung eines kleinen Zeitfensters für literarische Archivarbeit. Sei es, weil man Sebalds These widerlegen wollte, sei es aus echter germanistischer Neugier: Jedenfalls entstand eine Liste mit zwei Dutzend Werken, in denen der Bombenkrieg literarisch verarbeitet war, und unter diese Wiederentdeckungen zählte auch die bereits erwähnte Vergeltung aus der Feder Gert Ledigs.

»Als die erste Bombe fiel, schleuderte der Luftdruck die toten Kinder gegen die Mauer. Sie waren vorgestern in einem Keller erstickt. Man hatte sie auf den Friedhof gelegt, weil ihre Väter an der Front kämpften und man ihre Mütter erst suchen mußte. Man fand nur noch eine. Aber die war unter den Trümmern zerguetscht. So sah die Vergeltung aus.«

Gert Ledig: Vergeltung.



Gert Ledig mit 42 Jahren (1963).

Aber noch etwas entstand: 2002, vier Jahre nach der Züricher Luftkriegsdebatte, legte der Historiker Jörg Friedrich mit Der Brand. Deutsch*land im Bombenkrieg 1940–1945* die erste systematische und umfassende Darstellung der geplanten und wissenschaftlich durchgeführten Zerstörung der deutschen Städte vor. In der Auseinandersetzung um Sebalds Thesen war unter anderem auf diese Forschungslücke hingewiesen worden. Es liegt nahe, daß Friedrich erst durch diesen Fingerzeig auf sein Thema stieß. Der Brand wurde breit wahrgenommen, das Buch erlebte noch im Jahr seines Erscheinens elf Auflagen und wurde ein Jahr später um den Bildband Brandstätten ergänzt. Friedrich widersprach insgesamt der Behauptung, es habe sich beim alliierten Bombenterror um eine militärisch notwendige oder wenigstens sinnvolle Maßnahme gehandelt, die - so die zweite Legende - eine Reaktion auf den Bombenterror der deutschen Luftwaffe gewesen sei. Vielmehr habe es sich um ein völkerrechtlich zwar noch nicht verbotenes, moralisch aber auf jeden Fall geächtetes Terrorinstrument gehandelt. Das sei bereits durch die eine Tatsache belegt, daß man die punktuelle Wirkung von Sprengbomben durch die ungleich günstigere und zugleich verheerendere Entzündung der mittelalterlichen Stadtkerne potenziert habe. Friedrich vertrat den Standpunkt, daß, wer

von deutschen Tätern spreche (und er hatte in seinen Büchern und Studien ausführlich und akribisch über sie gesprochen) von den deutschen Opfern nicht schweigen dürfe.

Gert Ledigs *Vergeltung* schweigt von diesen Opfern nicht, im Gegenteil. Dieser Roman verdichtet die Zerbombung eines Großstadtviertels auf die eine Stunde, in der auf die Zielmarkierung hin die erste Welle des Bomberstroms über dem Zielgebiet eintrifft und einen Bombenteppich legt. Erzähltechnisch tritt der seltene Fall ein, daß die Lesedauer (die Erzählzeit also) die Dauer der Ereignisse (die erzählte Zeit) um das drei bis vierfache übersteigt. Das ist angemessen: Länger als die Stunde eines Verschütteten, als die Minute eines Verbrennenden, kann Zeit nicht andauern.

Die Lektüre ist im Sinn des Wortes atemberaubend. Ledig erzählt in knappen Absätzen und Kapiteln, ohne Einleitung oder Vermittlung, von einem Dutzend unterschiedlicher Schauplätze aus und in drei Höhenstufen: oben die Bomberbesatzung, deren fliegende Festung von einem deutschen Nachtjäger abgeschossen wird; in der Mitte die jugendliche Mannschaft einer Flakstaffel, deren Geschütze auf Flachdächern stationiert sind; unten die Menschen in den Bunkern und auf den Straßen – bis dorthin hinab, wo Verschüttete übereinander liegen, diese eine Stunde nicht mehr überstehen werden und einander noch Furchtbares antun.



Vergeltung war Ledigs zweiter Roman. Ein Jahr zuvor hatte er mit Stalinorgel ein gefeiertes Werk über den unübersichtlichen und aus einer bestimmten Perspektive betrachtet sinnlosen Kampf um einen Hügel vor Leningrad vorgelegt. Die erzählte Zeit umfaßte knapp zwei Tage – die Technik der Verdichtung und der Montage gleichzeitig ablaufender Handlungsstränge ist also in Stalinorgel bereits vollständig und gekonnt ausgeführt und wird in Vergeltung auf die Spitze getrieben.

Man könnte auch von Übertreibung sprechen: In diesem zweiten Roman ist Ledigs Sprache gewalttätig, seine Bilder sind Höllengemälde. Das mochte Mitte der fünfziger Jahre einer der Gründe dafür gewesen sein, daß Vergeltung weder von den Lesern noch von der Kritik angenommen wurde. In der Stalinorgel läßt Ledig ganz unterschiedliche Charaktere, Dienstgrade und Amtsträger auf die plötzlich eintretende Lageänderung, auf einen erfolgreichen Einbruch sibirischer Truppen in die deutsche Hauptverteidigungslinie, im Grunde unberechenbar reagieren. Ein Feldwebel verbrämt seine Flucht dienstlich, ein Major schlägt sich zum

eingeigelten, letzten Widerstandsnest durch, ein Meldeläufer läuft über, ein Militärrichter verhängt Todesurteile, ein Platzkommandant bewährt sich, ein russischer Hauptmann sieht seinen Angriff zusammenbrechen. Ledig verteilt kaum Sympathien, bezieht kaum eine Position, unterscheidet kaum die deutschen von den russischen Soldaten, beendet Stränge, Leben, Schicksale lapidar.

Diese Knappheit wird in Vergeltung zum Stakkato, und Ledig gibt darin gleichzeitig seiner Neigung zur Wendung ins immer Katastrophalste so sehr nach, daß man die Arbeitsgeräusche eines Stilmittels sehr deutlich zu hören beginnt. Waren die Leidenden am Boden unterm Bombenhagel wirklich so enthemmt und bloß auf sich selbst zurückgeworfen, daß sie im Moment der Todesangst oder schon Todesnot auch das rohe Fleisch ihrer Seele hervorkehren und einander das antun mußten, was Bomben und Brand nicht vermochten? Es gibt ein Zuviel des Schrecklichen, und vermutlich erkannten sich die Leser von 1956 in Ledigs Schilderungen nicht wieder, hielten seine Bilder für eine seltsame Übertreibung, deren Antrieb sie nicht nachvollziehen konnten und wollten. Daß das Buch 1999, angeschoben durch eine begeisterte Besprechung im Literarischen Quartett, zu einem großen Erfolg wurde, mag mit einem simplen Umstand zusammenhängen: Die neue Leser- und Kritikergeneration hatte nicht mehr miterlebt und mitgelitten und hielt das krasse Schwarz mit sehr wenig Weiß für die Farbe der damaligen Zeit.

Die Stalinorgel verschaffte Ledig Zugang zur Gruppe 47, die damals das Maß aller Dinge war. In diesen zunächst öffentlichkeitsscheuen Zusammenkünften von Schriftstellern und Kritikern hatten sich die Autoren mit ihren Texten einem Ritual zu unterwerfen, über das der Vater der Gruppe, Hans Werner Richter, unerbittlich wachte: Jeder mußte einige Passagen vorzulesen und sich danach der schonungslosen Kritik der Kollegen und Fachleute zu stellen. Da auch Verleger geladen waren, wuchs der Gruppe über die Jahre die Macht zu, Autoren den Durchbruch zu bahnen oder sie zu vernichten. Ledig, 1921 geboren, Kriegsfreiwilliger, schwer am Kiefer verwundet und seither unfähig, deutlich zu sprechen, mied die Gruppe 47 und schlug die Einladungen aus. Er hatte Scheu vor der Eloquenz der anderen und war wohl ernsthafter, weniger versöhnt dem gegenüber, was ihm angetan worden war und was er hatte miterleben müssen. Er war nach seiner Genesung nicht mehr wehrtauglich gewesen und hatte unter anderem in München gearbeitet. Er gehörte zu denjenigen, die Front und Bombenkrieg aus eigenem Erleben kannten und war einer der wenigen, die über beides schrieben.

Ledig tat dies nicht ohne politischen Impuls: Er war Mitglied in der Kommunistischen Partei Deutschlands und arbeitete eine Zeit lang mit dem Ministerium für Staatssicherheit der DDR zusammen. Seine Stalinorgel nannte er eine Kampfschrift, und für den DDR-Rundfunk verfaßte er etliche Beiträge. Leider gibt das geradezu herrlich dilettantisch zusammengestellte Buch, das seine Tochter Petra nach Ledigs Tod im Eigenverlag herausgab, keinen Aufschluß über diese Ausrichtung, zu der auch Ledigs geplante Übersiedelung in den Osten gehörte (die er letztlich nicht vollzog). Ledigs Sympathien und Kontakte waren jedenfalls nichts, was Mitte der fünfziger Jahre auf irgendeine Gegenliebe im Westen hatte stoßen können.

Auf die sehr erfolgreiche Stalinorgel (die auch in zahlreiche andere Sprachen übersetzt wurde) und die verblüffend einhellig abgelehnte Vergeltung folgte nur ein Jahr später ein dritter Versuch: Faustrecht schildert ein paar Nachkriegstage in München, in dem zwei Frauen als Offiziershuren und drei ehemalige Soldaten als Schieber durchzukommen versuchen. Dieser Roman montiert keine Handlungsstränge mehr, sondern ist wie ein Kammerspiel aus einem engen Zimmer heraus durcherzählt - ungemein authentisch in den Dialogen und in der Atmosphäre einer totalen Niederlage, die sich bis in die Gemüter durchgefressen hatte: ein Durcheinander aus Hoffnungslosigkeit, absurden Chancen, Brutalität, existentieller Not und Lebensbruchstücken.

Faustrecht blieb ohne Echo, Ledig verstummte. Er arbeitete vier Jahrzehnte lang in der Werbung und in einem Planungsbüro, bevor Volker Hage ihn auffand und mit ihm zusammen die Neuausgaben aller drei Romane betrieb. Ledig starb, bevor sein später Erfolg einsetzte. Derzeit ist nur noch eine Taschenbuchausgabe von Vergeltung zu haben. Das Zeitfenster hat sich wieder geschlossen.

» Also du willst ietzt Amerikanerin werden, sagte ich. Olga ging zum Küchenschrank, nahm ihren Mantel herunter und legte ihn über den Arm, Am Boden stand ihre Handtasche. Sie hob sie auf und kam auf mich zu.

Rob, versuche, mich zu verstehen! Ich wünsche dir alles Glück dieser Erde!« Danke! Ich drehte mich um, sah die Wand an.«

Gert Ledig: Faustrecht.

Literaturhinweise:

Stalinorgel. Roman, 1955, Neuausgabe 2000;

Vergeltung. Roman, 1956, Neuausgabe 1999;

Faustrecht. Roman, 1957, Neuausgabe 2001;

Gesammelte Werke und Briefe. Herausgegeben von Petra Weichel, Selbstverlag 2016;

Die Kanonen von Korčula. Romanprojekt, herausgegeben und redaktionell bearbeitet von Petra Weichel. Selbstverlag 2019.



1945 - Deutschlands Nachkriegsverluste

von Olaf Haselhorst

Seit der Rede des damaligen Bundespräsidenten Richard von Weizsäcker zum 40. Jahrestag des Kriegsendes am 8. Mai 1985 hat sich offiziell die Auffassung durchgesetzt, mit der Kapitulation der deutschen Wehrmacht am 8. Mai 1945 seien die Deutschen befreit worden. Der entscheidende Satz von Weizsäckers lautete: »Der 8. Mai war ein Tag der Befreiung.«

Das, was für den früheren Bundespräsidenten – und für alle etablierten Parteien in Deutschland – als »Befreiung« gilt, sah General Dwight D. Eisenhower, im Zweiten Weltkrieg alliierter Oberkommandierender in Nordwesteuropa und nach Kriegsende der US-Besatzungstruppen in Deutschland, gänzlich anders. Er stellte ausdrücklich fest: »Deutschland wird nicht besetzt werden zum Zweck der Befreiung, sondern als besiegte Feindnation.« Eindeutiger Beleg dafür, daß weder die Alliierten im allgemeinen noch die US-Amerikaner im besonderen als Befreier nach Deutschland kamen, ist die anfangs von ihnen verfolgte Besatzungspolitik. Dabei bildete das vom berüchtigten Morgenthau-Plan geprägte Dokument mit der Bezeichnung »JCS 1067« die Grundlage. Dahinter verbirgt sich die Direktive der »Joint Chiefs of Staff« (JCS, vereinigte Stabschefs) an den Oberbefehlshaber der US-Besatzungstruppen in Deutschland, die – bis Mai 1945 mehrfach überarbeitet – schließlich durch das Potsdamer Abkommen im August 1945 obsolet wurde. In der JCS 1067 findet sich der obenzitierte Satz Eisenhowers.

Wesentliche Punkte der Direktive waren zum einen das Fraternisierungsverbot und zum anderen die Senkung des Lebensstandards der deutschen Bevölkerung auf den niedrigsten europäischen Standard. Folge war eine um sich greifende Hungersnot, die noch nicht einmal durch Hilfslieferungen des Internationalen Komitees vom Roten Kreuz oder von der UN-Hilfsorganisation zur Unterstützung von Flüchtlingen und Verschleppten gemildert werden durfte. Während Briten und Franzosen sich ab Jahresende 1945 über dieses US-Verbot hinwegsetzten, ließen Amerikaner und Sowjets Lebensmittellieferungen noch während des strengen Winters 1945/46 zurückgehen. Infolge des Hungers und des Mangels an Kohlen zum Heizen kamen in den vier Besatzungszonen bis 1948 rund vier Millionen Menschen ums Leben.

General Lucius D. Clay, von 1947 bis 1949 Militärgouverneur der US-Besatzungszone, verglich in seinen Memoiren später die Härten der ersten Phase der Besatzungspolitik mit der Behandlung Karthagos durch die siegreichen Römer nach dem Dritten Punischen Krieg. Die antike Stadt wurde 146 v. Chr. dem Erdboden gleichgemacht, die Bewohner wurden in die Sklaverei verkauft.

◆ Deutsche Kriegsgefangene, Aachen 1944.

Menschenverluste – Nachkriegsverluste definierte das Statistische Bundesamt in seiner Dokumentation über die deutschen Vertreibungsverluste als

diejenigen Menschenopfer, die nach dem Ende der Kampfhandlungen in Deutschland am 8. Mai 1945 in den betreffenden Gebieten zu verzeichnen waren. Das betraf nicht nur deutsche Zivilisten, sondern auch Menschen zahlreicher anderer Nationen: Kriegsgefangene der alliierten Staaten, Ostund Zwangsarbeiter, Angehörige der vielen »fremdvölkischen« Verbände der Wehrmacht, »Hiwis«, Kosaken und ihre Familien.

Die im Potsdamer Abkommen festgelegte Vertreibung fast aller Deutschen aus ihren angestammten Siedlungsgebieten östlich der Oder und Neiße, aus der Tschechoslowakei, Ungarn, Rumänien usw. betraf rund 13,8 Mio. Menschen. Zirka drei Millionen von ihnen kamen dabei ums

Auch für die in Gefangenschaft geratenen Soldaten war die Lebensgefahr nach Kriegsende nicht beendet. Viele kamen zu Tode aufgrund unmenschlicher Zustände in alliierten Gefangenlagern (»Rheinwiesenlager«), starben auf Märschen in die Gefangenschaft an Entkräftung oder durch Gewalt des Wachpersonals, wurden sofort nach Gefangennahme durch russische Bewacher erschossen, verloren ihr Leben durch Mangelernährung, Zwangsarbeit und Krankheiten in Lagerhaft.

Die Angaben über die Kriegsgefangenenzahlen sind uneinheitlich. Deutsche Statistiken gehen von etwa elf Mio. deutschen Kriegsgefangenen bei Kriegsende aus. Die Masse von ihnen geriet erst in der letzten Kampfphase von März bis Mai 1945 in alliierten Gewahrsam. Davon befanden sich 3,6 Mio. in britischen, 3,09 Mio. in US- und 3,06 Mio. in sowjetischen Lagern. Jüngste russische Veröffentlichungen behaupten, im Verlauf des Krieges seien sogar 3 576 300 Angehörige der Wehrmacht in sowjetische Gefangenschaft geraten. Davon seien allerdings nur 442 100 in Lagerhaft ums Leben gekommen und 2 910 400 in die Heimat zurückgekehrt.

Nach dem von Erich Maschke, dem Leiter der wissenschaftlichen Kommission für deutsche Kriegsgefangenengeschichte, herausgegebenen mehrbändigen Werks, Zur Geschichte der deutschen Kriegsgefangenen des Zweiten Weltkrieges, sind dagegen während des Krieges durchschnittlich 60 bis 70 Prozent der Gefangenen in sowjetischem Gewahrsam umgekommen. Nach Kriegsende hätten etwa 20 bis 25 Prozent den Tod gefunden. In den Jahren 1945 bis 1947 könne von einer Fortsetzung erhöhter Lebensgefahr für die Kriegsgefangenen gesprochen werden, wie sie bereits während des Krieges bestand. Danach sei die Todeskurve deutlich abgesunken und habe 1949 den Normalstand erreicht. Insgesamt seien etwa 1,1 bis 1,33 Mio. Gefangene in russischen Lagern gestorben.

Über die Zahl der in US-Haft umgekommenen deutschen Soldaten ist nach den Veröffentlichungen von James Bacque ein Historikerstreit ausgebrochen. Während der Kanadier die Todesfälle in den US-Camps in Deutschland auf 576 000 bis 793 000 Opfer schätzt, kommt Rüdiger Overmans lediglich auf 22000 Tote. Andere Forscher veranschlagen die Zahl der Toten in US-Lagern auf 40 000 bis 200 000. Der Grund für die unterschiedlichen Angaben ist, daß die US-Armee keine sorgfältige Zählung ihrer Gefangenen durchführte und keine Stelle zur Koordinierung ihrer Arbeit einrichtete.

In Frankreich starben 115000 von 937000 Gefangenen vor allem durch Mangelernährung und Zwangsarbeit, beim völkerrechtswidrigen Einsatz bei der Minenräumung und an Seuchen. Viele Kriegsgefangene sahen im Eintritt in die Fremdenlegion die einzige Überlebenschance. Bald bestand die Legion zu 60 Prozent aus Deutschen, die ihr Leben dann vielfach auf den Schlachtfeldern Indochinas und Algeriens ließen.

Am schlechtesten erging es den Kriegsgefangenen in Jugoslawien. Von 194000 gefangenen Deutschen starb rund die Hälfte, höchstwahrscheinlich sogar 100000.

Heinz Nawratil macht in seinem Buch Die deutschen Nachkriegsverluste folgende Bilanz der Verluste an deutschen Gefangenen unter der Herrschaft der einzelnen Mächte auf: Sowjetunion - 1,33 Mio.; Frankreich – 115 000; Jugoslawien – 100 000; USA – 75 000; Polen und ČSSR – 22000; macht insgesamt 1,647 Mio. Umgekommene.

Hinzu kamen zahlreiche weitere Opfer durch Verschleppung zur Zwangsarbeit, durch Massensuizide, willkürliche Erschießungen und Morde. In den Konzentrationslagern in der Sowjetischen Besatzungszone starben etwa 100000 Menschen. Schwierig ist die Zuordnung von Opfern, wenn es um die alliierte Hungerpolitik nach 1945 geht. Heinz

Nawratil beziffert sie auf etwa vier Millionen und kommt damit auf eine Gesamtzahl von 8,8 Mio. Deutschen, die nach dem 8. Mai ihr Leben lassen mußten. Aber selbst dann, wenn man diese Zahl um drei Millionen Opfer reduziert und den Hunger nicht als absichtsvolle Methode, sondern als furchtbare Begleiterscheinung im Nachkriegschaos wertet: Ausgehend von 5,14 Mio. deutschen Kriegsopfern - Opfer des NS-Terrorregimes, Opfer des Bombenkrieges und Gefallene - ergibt sich, daß nach Kriegsende mehr Deutsche sterben mußten als während des Krieges.

Territoriale Verluste - Auf der Londoner Konferenz vom 12. September 1944 wurde festgelegt, daß Deutschland - wie es in den Grenzen vom 31. Dezember 1937 bestanden hat - zum Zwecke der Besatzung in drei Zonen eingeteilt wird, von denen je eine einer der drei Mächte - Großbritannien, UdSSR, USA - zugewiesen wird, und in ein besonderes Berliner Gebiet, das der gemeinsamen Besatzungshoheit der drei Mächte unterworfen wird. Dieses Abkommen trat mit der Kapitulation der Wehrmacht in Kraft.

Seine endgültige Form erhielt der Teilungsplan mit dem Potsdamer Protokoll vom 2. August 1945. Frankreich wurde zusätzlich einbezogen und erhielt sein Besatzungsgebiet von den USA und Großbritannien durch Verkleinerung ihrer Zonen und Sektoren. Das Londoner Protokoll hatte eine Unterstellung Ostdeutschlands - Ostpreußen, Pommern, Ostbrandenburg, Schlesien – unter fremde Verwaltung noch nicht vorgesehen. Erst im Potsdamer Protokoll wurde Ostdeutschland aus der der Sowjetunion zugewiesenen Ostzone herausgelöst und polnischer und russischer Verwaltung unterworfen. Damit wurde Ostdeutschland de facto von Polen bzw. der Sowjetunion annektiert.

Die deutsche Bevölkerung war in der Masse entweder mit Einmarsch der Roten Armee geflüchtet oder nach der Besetzung von den neuen Machthabern vertrieben worden. Deutschland verlor damit 114 296 Quadratkilometer (24,26 Prozent) von den 471 159 Quadratkilometern des Territoriums von 1937. Im einzelnen waren das Ostpreußen mit 36996 Quadratkilometer, Pommern mit 31301 Quadratkilometer, Ostbrandenburg mit 11 329 Quadratkilometer, Schlesien mit 34 529 Quadratkilometer und ein Zipfel Ostsachsens mit 142 Quadratkilometer.

Hinzu kommen die Gebiete Ostdeutschlands, die aufgrund der Bestimmungen des Versailler Vertrages 1918/19 abgetreten werden mußten und 1937 völkerrechtlich nicht zu Deutschland gehörten, aber mehrheitlich von Deutschen bewohnt und ab 1938 wieder ins Deutsche Reich eingegliedert wurden: das Memelgebiet mit 2656,7 Quadratkilometer, Westpreußen mit 25 578 Quadratkilometer, die Freie Stadt Danzig mit 1914 Quadratkilometer, das nach der Teilung Oberschlesiens am 21. Oktober 1921 an Polen gefallene Gebiet mit 3214 Quadratkilometer.

Das bis 1918 zur Habsburgermonarchie gehörende, mehrheitlich von Deutschen bewohnte Sudetenland war nach einem Viermächteabkommen zwischen Deutschland, Italien, Frankreich und Großbritannien am 1. Oktober 1938 aus der Tschechoslowakei herausgelöst und an Deutschland abgetreten worden. Dieses Gebiet mit 28943 Quadratkilometer kam 1945 wieder zur Tschechoslowakei zurück.

Ein abgewendeter Verlust - Im Westen wurde das Saarland mit 1926 Quadratkilometer der französischen Besatzungszone zugeteilt, aber 1946 von Frankreich mit dem Ziel der Annexion aus seiner Besatzungszone ausgegliedert. Nach der von der Besatzungsmacht initiierten Verfassung des Saarlandes war das Gebiet seit dem 17. Dezember 1947 ein von Deutschland gelöstes Land und als »Autonomes Saarland« dem französischen Wirtschafts- und Währungsgebiet angeschlossen. 1954 vereinbarten Bundeskanzler Konrad Adenauer und der französische Ministerpräsident Pierre Mendès France, daß nach vorheriger Volksabstimmung ein europäisches »Saarstatut« innerhalb der Westeuropäischen Union verabschiedet und das Saarland endgültig von Deutschland getrennt werden sollte. Die Bevölkerung allerdings lehnte am 23. Oktober 1955 das Saarstatut mit 67,7 Prozent der Stimmen ab. Am 1. Januar 1957 trat das Saarland als zehntes Bundesland der Bundesrepublik Deutschland bei.

Kultur-, Technik- und Wissensverluste – Während der Kriegsjahre hatten deutsche Forscher wichtige Entdeckungen auf vielen Gebieten, vor allem im Bereich der Militärtechnik, gemacht, mit denen sie ihren Kollegen auf Feindseite weit voraus waren. Die bekanntesten Projekte sind wohl Düsentriebwerke und Raketentechnik.

Mit Einmarsch der alliierten Kampfverbände in Deutschland folgten ihnen auf dem Fuße Spezialtruppen mit der Bezeichnung CIOS (Combined Intelligence Objectives Sub-Commitee). Sie gehörten zur Joint Intelligence Objectives Agency (JIOA) und sollten die »Operation Paperclip« durchführen. Es handelte sich dabei um ein großangelegtes Unternehmen, um geistiges Eigentum zu sichten und gegebenenfalls zu beschlagnahmen. Die CIOS-Spezialisten waren Techniker und Wissenschaftler, die in über 33 000 deutsche Fabriken, Universitäten, Laboratorien, Bibliotheken und Büros eindrangen und tonnenweise Dokumente, Materialproben, Warenzeichen, Patentschriften und Maschinen beschlagnahmten, deutsches Spitzenpersonal verhörten und verschleppten. Allein im Reichspatentamt wurden 186000 Akten entwendet.

Besonders begehrt waren Unterlagen zur Herstellung von synthetischem Treibstoff, Gummi und Schmieröl, Kunstfasern für Textilien, Plastik, Dieselmotoren, Optiken, Druckpressen, Infrarot-Zielgeräten, Insektiziden, künstlichem Blutplasma usw. Der größte Teil des entwendeten Materials hatte nichts mit Rüstung und Kriegswesen zu tun. Der Wert aller Beschlagnahmungen belief sich auf rund 30 Mrd. DM (Stand 1952).

Reparationen – Die Besatzungsmächte entnahmen aus ihren Zonen Sachwerte als Reparationen. Aus den Westzonen wurden bis 1947 Kohlen im Wert von 200 Mio. Dollar (Stand 1938) und Holz exportiert. Aus Industriedemontagen und deutschen Auslandsvermögen gewannen sie 520 Mio. Dollar. Aus der Ostzone demontierte die UdSSR Maschinen und Anlagen im Wert von 1,6 Mrd. Dollar. Hinzu kamen Holzeinschlag, Reparationen aus der laufenden Produktion, Gleisabbau, enteignete Lokomotiven usw. Der Gesamtwert aller Reparationen für den Zeitraum 1945 bis 1950 belief sich auf 10,7 Mrd. Dollar.

Kulturraub – Die Menge der nichtkriegsbedingten Verluste an deutschem Kulturgut ist riesengroß. Bemerkenswert ist, daß nach der Kapitulation mehr verlorenging als durch die Kriegsauswirkungen selbst. Bekannte Beispiele sind die Originalhandschrift des »Liedes der Deutschen« von Hoffmann von Fallersleben, die jetzt in Polen ist oder der durch Heinrich Schliemann ausgegrabene »Schatz des Priamos«, der dem Bestand des Eremitage-Museums im damaligen Leningrad einverleibt wurde. Aber nicht nur Sowjetsoldaten bis hinauf zu Marschall Georgij Schukow plünderten deutsche Kulturgüter und verschleppten sie in die UdSSR, auch die Westalliierten machten wertvolle Beute.

Der Quedlinburger Domschatz wurde 1945 durch einen US-Offizier geraubt. Nach seinem Tod wollten die Erben das Diebesgut versilbern und boten es der deutschen Kulturstiftung der Länder an, die es 1990/91 für etwa 2,6 Mio. Dollar zurückkaufte. Mutmaßlich US-Soldaten entwendeten Originalhandschriften Martin Luthers, das Manuskript zu Robert Schumanns Zweiter Sinfonie und aus Schloß Schwarzenburg zwei Porträts von Albrecht Dürer, Werke von Franz von Lenbach, Caspar David Friedrich und Lukas Cranach d. Ä.

Die von Weimar in einen Bunker bei Jena gebrachten Zinksärge Goethes und Schillers waren von US-Soldaten aufgebrochen worden; die sechs auf Goethes Brust befindlichen Orden wurden gestohlen. Ende April 1945 plünderten Angehörige der 83. US-Infanterie-Division Kunstdepots im Kloster St. Florian in Österreich und entführten auf fünf Lastern wertvolle Gemälde, antike Möbel und einen keltischen Goldschatz. Die Handschrift des Hildebrandsliedes, des ältesten germanischen Heldenliedes in deutscher Sprache, entwendeten US-Soldaten 1945 aus Bad Wildungen.

Der materielle Wert des wohl für immer verlorenen deutschen Kulturgutes ist unermeßlich. Viel größer ist allerdings der ideelle Wert. Einzelne Soldaten rauben, um sich persönlich zu bereichern. Siegermächte rauben, um Selbstbewußtsein und Identität des besiegten Volkes zu beschädigen. Das Verhalten der Alliierten nach dem 8. Mai 1945 zeigt deutlich, daß Deutschland nicht besetzt wurde zum Zweck der Befreiung, sondern als besiegte Feindnation.

Autoren dieses Heftes

Dr. Dirk Alt, 1982, ist Historiker, Autor und Dokumentarfilmmacher.

Olaf Haselhorst, 1963, studierte Geschichte und Slawistik in Hamburg und St. Petersburg, arbeitet als Publizist und Übersetzer.

1815 – Die Befreiungskriege und das Ende des Napoleonischen Zeitalters, Graz 2015

Benedikt Kaiser, 1987, studierte Politikwissenschaft mit europaspezifischer Ausrichtung in Chemnitz. Er arbeitet beim Verlag Antaios. Solidarischer Patriotismus. Die soziale Frage von rechts, Schnellroda 2020

Marcel Kehlberg, 1980, studierte Luft- und Raumfahrttechnik. Er lebt und arbeitet im französischen Département Haute-Garonne.

Ellen Kositza, 1973, arbeitet als Redakteurin der Sezession und als freie Publizistin. Sie erhielt 2008 den Gerhard-Löwenthal-Preis für Journalisten. Vorlesen, Schnellroda 2019

Götz Kubitschek, 1970, gründete und führt den Verlag Antaios und ist verantwortlicher Redakteur der Sezession. (Hrsg:) Das Buch im Haus nebenan, Schnellroda 2020

Dr. Erik Lehnert, 1975, ist promovierter Philosoph und arbeitet als Geschäftsführer des Instituts für Staatspolitik (IfS). (Hrsg:) Das andere Deutschland. Neun Typen, Schnellroda 2017

Martin Lichtmesz, 1976, ist freier Journalist. Rassismus - Ein amerikanischer Alptraum, Schnellroda 2018

Dr. Jan Moldenhauer promovierte zur De-Globalisierung des Welthandels an der University of Liverpool; Moldenhauer ist Vorsitzender der Friedrich-Friesen-Stiftung und Vorstandsmitglied der Desiderius-Erasmus-Stiftung. Japans Politik der Null-Zuwanderung - Vorbild für Deutschland?, Schnellroda 2018

Jonas Schick, 1989, studierte Politikwissenschaft, Soziologie und Sozialforschung in Mannheim und Bremen. Er arbeitet als freier Publizist und Lektor.

Dr. Caroline Sommerfeld, 1975, ist promovierte Philosophin und Mutter dreier Söhne. Selbstrettung. Unsere Siebensachen, Schnellroda 2020

Guillaume Travers, 1988, ist Lehrer für Wirtschaft an einer Handelshochschule und Journalist des französischen Magazins éléments. Er ist Dozent für das »Institut Iliade« in Paris, das den Reichtum des gemeinsamen europäischen Kulturgutes herausarbeiten möchte. Économie médiévale et société féodale. Un temps de renouveau pour l'Europe, La Plaine Saint-Denis 2020

Konrad Markward Weiß, 1977, in Wien wohnhaft, im Karolinger Verlag tätig und Vizekonsul Patagoniens; Autor und Übersetzer, selbstständiger Kommunikationsberater. Jean Raspail: *Die Axt aus der Steppe*, Wien 2019 (Übersetzung)

Milan Wurst, 1982, arbeitet als Texter in einer Werbeagentur und tritt – nicht ohne Erfolg – als Poetry Slamer auf. Buchveröffentlichungen liegen nur unter seinem Klarnamen vor.

Befreiung 1945? Ein Europalexikon

von Erik Lehnert, Benedikt Kaiser und Götz Kubitschek

»Die Geschichte Europas in den ersten Nachkriegsjahren«, so formulierte es der britische Historiker Keith Lowe in seiner Studie Der wilde Kontinent (Stuttgart 2014), "war nicht in erster Linie eine Geschichte des Wiederaufbaus. Zunächst war es eine Geschichte des Abstiegs in die Anarchie«. Anarchie, gekennzeichnet durch die Abwesenheit von Recht, Ordnung und Sicherheit, paarte sich in vielen Ländern mit antifaschistischem Vergeltungsrausch und niederträchtigsten Verhaltensweisen: »Rache war ein elementarer Bestandteil des Fundaments, auf dem das Nachkriegseuropa errichtet wurde.« Heute wird die Bedeutung dieses Fazits von Keith Lowe in der Regel unterschlagen.

Erik Lehnert (EL), Benedikt Kaiser (BK) und Götz Kubitschek (GK) haben daher einen kursorischen Überblick angefertigt, der nahelegt, daß der Krieg in Europa am 8. Mai 1945 nicht zu Ende war. Vertreibung, Vergeltung, Verschleppung und Mord trafen nicht nur die unterlegenen Deutschen, sondern in vielen Ländern Kollaborateure, Minderheiten, politische Gegner, sogar Kinder. In einigen Ländern regte sich indes auch der Widerstand gegen die Rachesysteme der Sieger.

Frankreich

Mit der libération Frankreichs durch die Westalliierten unmittelbar einher ging die épuration, die Säuberung. Sie ist als eine zweigliedrige Übergangsphase von 1944 bis 1946 anzusehen, die zunächst, während der Endphase des Zweiten Weltkriegs, den Charakter einer anhaltenden Vergeltungsaktion durch die vielschichtige Résistance und ihr Umfeld trug: Zwischen 7000 und 105000 Ermordeten in der Phase von Sondergerichten und »außergerichtlichen« Abrechnungen schwanken die Schätzungen; in der Regel hingen und hängen sie vom politischen Standpunkt des Historikers ab. Die korrekte Zahl dürfte in der Mitte liegen.

Nach dem 8. Mai 1945 und der finalen Restauration französischer Staatsgewalt und Autorität wurden die wilden Säuberungen mit ihren Morden, Vergewaltigungen und offiziellen Hinrichtungen (darunter am 6. Februar der populäre Romancier Robert Brasillach) ersetzt durch eine

institutionalisierte, »justitielle« Säuberung in Behörden, Betrieben, Redaktionen und so weiter von jenen, die verdächtigt wurden, entweder mit der deutschen Besatzungsmacht kollaboriert und/oder sich dem Vichy-Staat angeschlossen zu haben. Gleichwohl waren auch die - formal korrekten - Prozesse gegen Maréchal Pétain oder verantwortliche Politiker wie Pierre Laval von einer Stimmung des Hasses und der Rachesehnsucht geprägt, so daß auch die institutionalisierte épuration ihre wilden Momente kannte.



Frankreich 1945.

Zwischen diesen beiden - groben - Phasen anzusiedeln ist die herabwürdigende Massenaktion gegen deutschfreundliche Frauen um das offizielle Kriegsende herum - eine abscheuliche Erscheinung, die etwa auch in Belgien grassierte. Vor allem linksorientierte Männer rächten sich am vermeintlichen oder tatsächlichen Verrat »ihrer« Frauen durch entmenschlichende Rituale in der Öffentlichkeit. Tausenden Frauen wurden in den Straßen von Paris der Kopf geschoren, wobei sie dabei unter Beobachtung des Pöbels wie auch höherer Gesellschaftsschichten

bespuckt und verhöhnt sowie zur nachhaltigen Demütigung zum Teil wie Gefangene durch die Straßen getrieben wurden.

Die Atmosphäre des Hasses gegen jene Kreise, die 1940 bis 1944 verständigungs- und deutschfreundlich agierten, wurde - neben den gewöhnlichen Umständen Zeit und Verdrängen - durch zwei Faktoren »beendet«: Zum einen favorisierte Präsident Charles de Gaulle Amnestiegesetze, die von 1947 bis 1953 erlassen und durchgesetzt wurden, um die erforderliche Ruhe für den Aufbau des neuen Staates, der Vierten Republik, zu gewinnen. Zum anderen benötigte man die Kampfkraft ehemaliger französischer Waffen-SS-Freiwilliger, Vichy-Parteigänger und rechter Milizionäre für die eskalierenden Kolonialkämpfe in Asien und Nordafrika. Viele derer, die die Rache der Sieger überlebten, verbluteten für diese im Viet Bac oder in Dien Bien Phu. Andere formierten sich trotz Repressionen neu und wirkten in der politischen Fundamentalopposition zum Gaullismus, aus der wiederum Jahre später der Front National hervorging.

Norwegen

Anders als im Fall der Nationen Osteuropas und Frankreichs verbindet man mit Norwegen heutzutage nicht zwingend politische Gewalt und Rachewellen am Ende des Zweiten Weltkriegs. Dabei sind drei markante Erscheinungen in diesem Kontext anzuführen.

Erstens ist die systematische Diskriminierung und Entmenschlichung von etwa 12000 deutsch-norwegischen Kindern zu nennen, die zum Teil von NS-Rassenideologen gezielt gezeugt, zum überwiegenden Teil aber aus klassischen Liebesbeziehungen zwischen Norwegerinnen und deutschen Soldaten hervorgingen. Als Tyskerbarna (»Deutschenkinder«) von Tyskertøs (»deutsche Flittchen«) gingen sie nach 1945 schweren Zeiten entgegen. Man erwog sogar ihre Vertreibung nach Australien, da diese Kinder »minderwertiger« und »geisteskranker« Konstitution wären. Der kollektiven Ausschiffung entgingen die Heranwachsenden zwar, nicht aber systematischer sexueller Gewalt, erzwungenen Adoptionen und Mißhandlungen, ferner medizinischen Experimenten und zwangsverordnetem Drogenkonsum. Die bundesdeutsche Antwort auf diese institutionalisierte Schändung deutschstämmiger Minderjähriger fiel in Form von 50 Millionen Mark aus – an den norwegischen Staat. Dieser sollte »entschädigt« werden für die Kosten, die er aufgrund der Besatzungskinder erlitten habe.

Zweitens ist auf der politischen Ebene die anhaltende Vergeltungspolitik gegen rechte und NS-affine Kräfte anzuführen, ob gegen Tausende Kriegsfreiwillige oder gegen Zehntausende politisch Aktive. Die nationalistische Sammlungsbewegung Nasjonal Samling (dt.: Nationale Vereinigung) des Kollaborateurs Vidkun Quisling wurde beispielsweise konzentriert zerschlagen, Quisling selbst am 24. Oktober 1945 neben zwei seiner Führungskader hingerichtet. Die juristi-

schen Voraussetzungen hierfür wurden von der Exilregierung bereits während des Krieges geschaffen, weshalb deren Legalität in praxi höchst umstritten war. Gleichwohl erfaßte ab Mai 1945 eine Welle von Verhaftungen das Land. Die bloß vermutete Mitgliedschaft im Nasjonal Samling - bis zur Besetzung Norwegens 1940 eine unter vielen weiteren legalen Parteien - reichte aus. In einem einwohnerzahlschwachen Land wie Norwegen kam man auf über 100000 zeitweise oder langfristig Internierte; 37 I 50 von ihnen wurden freigesprochen. Das Schandzeichen des »Quislings«, des Landesverräters, blieb. Zehntausende ehemalige Sympathisanten des Nasjonal Samling wurden zeitlebens diskriminiert – schulisch, beruflich, gesellschaftlich. Das wirkte nach und schweißte zusammen. Eine Erhebung von 1973 (!) unter ehemaligen Betroffenen der Säuberungen ergab, daß 89 Prozent der Befragten ihre einstige Mitgliedschaft trotz der Repressionen nach Kriegsende nicht bedauerten.

Drittens anzuführen ist der Fall des Literaturnobelpreisträgers Knut Hamsun (1859–1952). Als Landesverräter und Kollaborateur der Deutschen wurde er noch mit 86 Jahren unter Hausarrest gestellt und für vier Monate in eine psychiatrische Klinik in Oslo eingewiesen (»Ich war ein gesunder Mensch, ich wurde Gelee.«). Den Versuch, ihn als psychisch krank zu stigmatisieren und strafrechtlich somit zu »entlasten«, parierte Hamsun. Doch der Prozeß, der bis 1948 andauerte, zerstörte die materielle und bürgerliche Existenz der Hamsuns. In Auf überwachsenen Pfaden (1949) legte der Schriftsteller Zeugnis der bitteren Jahre von 1945 bis 1948 ab. (BK)



Mussolini, Petacci und andere, erschossen und ausgestellt in Mailand am 29. April 1945 auf dem Piazzale Loreto.

Italien

Die epurazione, die italienische Variante der Säuberung, ist im Rückblick von großer Ambivalenz gekennzeichnet. Einerseits wurden Faschisten und ihre Kooperationspartner brutal verfolgt, zum Teil in zügellosen Gewalttaten mißhandelt oder getötet. Andererseits ging dies vielen Antifaschisten nicht weit genug; sie sprachen trotz der real existierenden Abrechnungswelle

von einer epurazione mancata, einer ausgebliebenen Säuberung. In der Tat konnte von einer vollständigen Säuberung keine Rede sein, wenn man bedenkt, daß Italien über 20 Jahre lang faschistisch regiert wurde, weswegen ein Gros des Volkes naturgemäß direkt oder indirekt mit faschistischen Stellen interagierte. Die offiziösen Säuberungswellen fielen daher ab 1944 vorsichtiger und, wenn man so will, umsichtiger aus als beispielsweise in Deutschland, wo auch die Alliierten als Faktor stärker auf harte Bestrafungen setzten und kollektive Schuld vermuteten, während in Italien das Hauptaugenmerk den erwiesenen Faschisten und deren Umfeldern galt, die bis zuletzt auf Seite der Italienischen Sozialrepublik Benito Mussolinis kämpften. Diesen wurde kein Pardon gewährt, die Liste der conti aperti (offene Rechnungen) war lang; man geht - spektrenübergreifend - von 15000 überwiegend »wilden«, also außergerichtlichen Hinrichtungen aus, während ordentliche Gerichte 500 bis 1000 Italiener zum Tode verurteilten. Rechts der Mitte werden vereinzelt nach wie vor deutlich höhere Zahlen angeführt. Entscheidend ist, daß viele der Ermordungen keineswegs so politisch motiviert gewesen sind, wie Kommunisten und andere Antifaschisten vorgaben. Oftmals ging es um persönlichen Besitz, Eifersüchteleien und reine Mordlust.

Am 22. Juni 1946 wurde dem Treiben ein Ende gesetzt; ein Amnestiegesetz trat in Kraft. Zwar leerten sich Gefängnisse und Lager, doch die Eindrücke und Erlebnisse blieben in vielen Köpfen haften. Die Prägekraft auf die Opfer und deren Verwandte durch die erbarmungslosen Vergeltungsaktionen antifaschistischer Linke ist nicht zu unterschätzen. Denn auch dieser Umstand trug dazu bei, daß sich neufaschistische Strukturen nach 1946 festigten und wieder zu einem fundamentaloppositionellen Lager entwickelten. Das gemeinsam erfahrene Leid des unmittelbaren Nachkriegs schweißte die heterogene Rechte vorübergehend zusammen und schuf langlebige Unversöhnlichkeit gegenüber dem politischen Gegner.

Ukraine

Die Ukraine gehörte territorial zu den großen Gewinnern des Zweiten Weltkriegs, da erstmals alle als ukrainisch angesehenen Gebiete zu einem Staat, der allerdings als Sowjetrepublik nur über eine Scheinselbständigkeit verfügte (die sie immerhin zu einem Gründungsmitglied der UNO machte), vereint waren. Damit wurden die in der Folge des Ersten Weltkriegs gezogenen Grenzen nach 1939 zum zweiten und letzten Mal revidiert. Aus der Vereinigung von Ostgalizien und Wolhynien, Nordbukowina und Südbessarabien und schließlich der Karpaten-Ukraine mit der Ukrainischen Sowjetrepublik folgte der Dualismus zwischen West- und Ostukraine. In den westukrainischen Gebieten, die größtenteils 1939/40 überhaupt erst sowjetisch geworden waren, wurden die deutschen Truppen zunächst als Befreier begrüßt, aber auch in der

Restukraine war die Bereitschaft zur Kollaboration mit den Deutschen, aufgrund der Erfahrung des Holodomor, des millionenfachen Hungertodes, stärker als in anderen Gebieten. Daher ging mit der Wiedererrichtung der sowjetischen Partei- und Verwaltungsstrukturen seit Herbst 1944 eine neue Welle des Stalinistischen Terrors einher. Besonders zu leiden hatten repatriierte Ostarbeiter und aus der deutschen Gefangenschaft entlassene Rotarmisten, die pauschal im Verdacht standen, Vaterlandsverräter zu sein. Hinzu ka-



Antisowjetisches Propagandaplakat der UPA, Ukraine 1948.

men der Kampf gegen die Kirchen und die Vertreibung der nationalen Minderheiten aus der Westukraine. In den bereits vor dem Krieg sowjetischen Gebieten verlief die Resowjetisierung reibungslos, während es in der Westukraine eine starke nationale Widerstandsbewegung gab, die vor allem von der Ukrainischen Aufstandsarmee (UPA) getragen wurde. Diese konnte sich weitgehend ohne ausländische Hilfe bis in die 1950er Jahre gegen die Sowjetmacht behaupten. Die ideologisch und personell auf nationalistische Kreise der Zwischenkriegszeit zurückgehende UPA wurde 1943 gegründet, um die Gunst des deutsch-sowjetischen Krieges für den Aufbau eines eigenen Staates zu nutzen. Nach Ende der deutschen Besatzung zählte sie ca. 40000 Mann. Die sogenannte Bandenbekämpfung gestaltete sich für die Sowjetmacht schwierig. Auch wenn die Propaganda Wirkung zeigte und es im Laufe der Jahre viele Überläufer gab, gingen zwischen 1944 und 1955 14500 Anschläge und Terrorakte auf das Konto der UPA, bei denen 30000 Personen getötet wurden. Die Sowjetmacht verhaftete, tötete und deportierte im gleichen Zeitraum in der Westukraine ca. eine halbe Million Menschen, ohne daß der Widerstand völlig verstummte. (EL)

Baltikum

Die drei baltischen Staaten verbindet, obwohl sprachlich und ethnisch nicht zusammengehörig, ein gemeinsames Schicksal, das ihnen im 20. Jahrhundert zweimal die Unabhängigkeit von Rußland bzw. der Sowjetunion bescherte: 1918 und, nachdem die Länder 1940 in die Sowjetunion eingegliedert worden waren, 1991. Da die Sowjets kurz vor dem Ausbruch des Deutsch-Sowjetischen Krieges am 22. Juni 1941 mehr als 40 000 Menschen aus den Ländern nach Sibirien deportiert hatten, wurden die deutschen Truppen zunächst als Retter vor dem sowjetischen Terror begrüßt. Entsprechend hoch war die Bereitschaft, in den europäischen Divisionen der Waffen-SS zu dienen, was rund 50000 Esten und 100000 Letten taten, wohingegen die Litauer entsprechende Aufrufe und Rekrutierungen boykottierten. Die Litauer kämpften allerdings bereits im Juli 1944 gegen die polnische Heimatarmee, die Wilna für Polen beanspruchte. Die Rückkehr der Roten Armee 1944 wurde von den meisten Balten aufgrund der vorhergehenden Erfahrungen nicht als Befreiung empfunden. Jeder Balte, der nicht geflohen war, stand daher bei den Sowjets im Verdacht, mit den Deutschen kooperiert zu haben. Alle drei Staaten mußten Gebiete an die Belarussische SSR abtreten, Litauen bekam das Memelland und Wilna, das in der Zwischenkriegszeit von Polen annektiert



Namen von erschossenen Nationalpartisanen an der ehemaligen KGB-Zentrale in Vilnius, Litauen.

worden war. Die Hoffnungen der Balten, daß der Westen Stalin das Baltikum nicht überlassen würde, erfüllten sich nicht. Aber auch die Besitznahme durch die Kommunisten verlief nicht reibungslos: Im ganzen Baltikum bildeten die »Waldbrüder« eine Widerstandsbewegung, die sich vor allem in Litauen, wo sich rund 50000 Menschen aktiv daran beteiligten, lange halten konnte. Erst die Kollektivierung der Landwirtschaft (1947-1952) zerstörte auch hier die Versorgungsstrukturen, einzelne Waldbrüder sollen erst in den 1970er Jahren aufgespürt worden sein. In Litauen reagierte die Sowjetmacht daher bereits im Mai 1948 mit einer Deportation von 40 000 Menschen, der Ende März 1949 eine Massendeportation von fast 100000 Personen aus allen drei Ländern folgte.

Polen

Die »Westverschiebung« Polens war bereits auf der Konferenz in Teheran 1943 beschlossen worden. Die Sowjetunion war nicht bereit, die bis 1939 ostpolnischen Gebiete wieder abzutreten, sondern bestand auf der sogenannten Curzon-Linie, der auch der heutige Grenzverlauf zwischen Ukraine und Polen annähernd folgt. Auf der Potsdamer Konferenz wurde die Westgrenze Polens konkretisiert, indem man sich auf die von Stalin favorisierte Oder-Neiße-Linie einigte. Polen verkleinerte sich damit um ca. 77 000 Quadratkilometer und bestand jetzt vor allem aus ehemals preußischen Gebieten. Die ostdeutschen Gebiete waren stark zerstört und von den sowjetischen Truppen ausgeplündert worden. Da diese neuen Gebiete trotzdem wirtschaftlich wesentlich höher zu bewerten waren als die verlorenen Gebiete im Osten, mußten die Polen jährlich acht bis 13 Millionen Tonnen schlesische Kohle an die Sowjetunion zu einem Bruchteil des Marktpreises liefern. Spätestens seitdem die Rote Armee im Januar 1944 die alte polnisch-sowjetische Grenze überschritten hatte, geriet sie in den Bereich der polnischen Heimatarmee, die im Untergrund kämpfte und seit der Aufdeckung des sowjetischen Massenmords in Katyn wenig Sympathien für die Kommunisten hatte. Trotz punktueller Kooperation betrachtete die Sowjetunion die Heimatarmee als Konkurrenz um die Vorherrschaft in Polen und verfolgte ihre Angehörigen gnadenlos, wenn sie nicht bereit waren, sich den polnisch-kommunistischen Truppen anzuschließen. Als am 31. Juli 1944 der Warschauer Aufstand begann, unternahm die östlich Warschaus stehende Rote Armee nichts, um den Aufstand zu unterstützen und verbot den Westalliierten jede Unterstützung. Die anschließende sowjetische Besetzung Polens bedeutete den Wechsel von einer Okkupation zur anderen. Viele Angehörige der Heimatarmee blieben im Untergrund und glaubten lange nicht, daß sie von den Westalliierten an Stalin ausgeliefert worden waren. Die Herstellung eines völkisch homogenen polnischen Staates erfolgte zwischen 1944 und 1947, indem Millionen Deutsche, Ukrainer, Weißrussen, Juden und Polen ermordet, vertrieben und umgesiedelt wurden. Bereits im Herbst 1944 erfolgte die Aussiedlung der im zukünftigen polnischen Staatsgebiet verbliebenen Ukrainer und Weißrussen in die Sowjetunion (ca. 500000), die Reste wurden im Rahmen der »Aktion Weichsel« 1947 von den Polen in das neue Westpolen umgesiedelt (ca. 150000) und ihre Dörfer dem Erdboden gleichgemacht, um der hier gegen die Polen operierenden UPA keinerlei Rückzugsraum zu lassen. Die Vertreibung aus den Sowjetrepubliken betraf mehr als eine Million Polen. Die allgemeine Verwahrlosung der Gesellschaft zeigte sich nicht nur bei den Vertreibungen, sondern auch bei antijüdischen Pogromen. Die kommunistische Gleichschaltung war 1949 abgeschlossen. (EL)

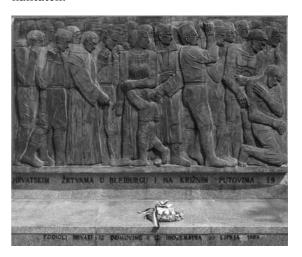
Rußland

Den Sieg im »Großen Vaterländischen Krieg« hatte das Sowjetvolk unter Führung der Russen errungen. So lautete die integrative Botschaft, mit der Stalin 1945 die Nationalitätenfrage in der Sowjetunion beantwortete. Der Krieg diente der Sinnstiftung und stabilisierte die sozioökonomische Ordnung, die durch die Erfahrungen der Roten Armee in den besetzten Ländern gefährdet schien. Insbesondere das hohe Lebensniveau in den nichtkommunistischen Ländern war für die Soldaten schockierend, da die sowjetische Propaganda das Gegenteil behauptet hatte. Das führte zu Hoffnungen auf Besserungen nach dem Sieg, die bitter enttäuscht wurden. Neben Wohnungsnot prägten Verwahrlosung, Waisenkinder, Hunger und Gewalt das Leben. Die Dürre-Katastrophe von 1946, die durch die Erfüllung von Lieferverträgen mit dem Ausland verschärft wurde und ca. 1,5 Millionen Todesopfer forderte, gab Anlaß für den »Stalin-Plan zur Umgestaltung der Natur«, mit der solche Naturkatastrophen in Zukunft ausgeschlossen werden sollten. Das Gulag-System, das die notwendigen Arbeitskräfte lieferte, erreichte nach dem Krieg einen neuen Höhepunkt. Obwohl im Juli 1946 600000 Häftlinge im Rahmen einer Amnestie entlassen wurden, verdoppelte sich die Häftlingszahl in den nächsten Jahren und betrug 1950 ca. 2,5 Millionen. Allein am Bau des Wolga-Don-Kanals waren von 1948 bis 1953 mehr als 236000 Gulag-Häftlinge eingesetzt. Die Kriegsgefangenen und Ostarbeiter, die aus Deutschland heimkehrten, galten als Verräter und wurden entsprechend behandelt. 2,7 Millionen Zivilisten und 1,5 Millionen Kriegsgefangene wurden bis März 1946 repatriiert, teilweise gegen ihren Willen von den Westalliierten ausgeliefert. Sie durchliefen sogenannte Filtrierlager, wo sie nach Gefährlichkeit in Gruppen eingeteilt wurden. 608 000 Repatriierte kamen in Arbeitsbataillone, 273 000 mußten in Lagern des NKWD Zwangsarbeit leisten, darunter alle Offiziere, die in deutscher Gefangenschaft gewesen waren. Von 57 kriegsgefangenen Generälen wurden 23 erschossen, die ehemaligen Wlassow-Soldaten mußten bis Mitte der 1950er Jahre in Sondersiedlungen leben, die Offiziere wurde als Verbrecher betrachtet, General Wlassow und einige Offiziere wurden hingerichtet. Der beginnende Kalte Krieg sorgte dafür, daß die Repatriierten noch lange als Menschen zweiter Klasse betrachtet wurden.

Jugoslawien

Die enthemmte Rache der Sieger verlief nach dem formalen Kriegsende vom 8./9. Mai 1945 nirgends blutiger als auf dem Gebiete Jugoslawiens – und zwar weit über das Kriegsende hinaus. Stärker als bei anderen Ländern muß die Vorgeschichte gewichtet werden, die aus einem Panorama entfesselter Gewalt bestand, aus einer Verschränkung von ungezähmtem Nationalitätenhaß und ideologischem Bürgerkrieg.

War beispielsweise das Streben der Kroaten nach ihrem eigenen Nationalstaat historisch verständlich und von breiten Volksschichten getragen, sorgten doch die Untaten der »wilden Ustasche« ab Mai 1941 dafür, daß auch patriotische Kroaten auf Abstand gingen. Das maßlose Vorgehen gegen Serben und andere sorgte für ebenso enthemmte Widerstandstätigkeit und ein Anwachsen der kommunistisch dominierten. gesamtjugoslawischen Partisanenbewegung unter Josip »Tito« Broz. Vergleichbare Greueltaten aller (bürger)kriegsbeteiligten Seiten vollzogen sich in den meisten weiteren Landesteilen Jugoslawiens, so daß 1945 keine Zäsur darstellte, sondern den Höhepunkt einer grausigen Entwicklung wechselseitigen Ausmordens: Bis zum offiziellen Kriegsende starben in Jugoslawien eine Million Menschen aller ansässigen Nationalitäten.



Denkmal für die Opfer des Massakers von Bleiburg, Zagreb, Friedhof Mirogoj.

Besagter Höhepunkt der Entwicklung wurde schließlich erreicht, als im Mai 1945, im österreichischen Bleiburg (50 Kilometer von der slowenischen Grenze entfernt) britische Generäle zusahen, wie wenige Tage nach Kriegsende Hunderttausende Kriegsverlierer - kroatische Ustasche, slowenische Weißgardisten, serbische Tschetniks, bosniakische und albanische Freiwillige, montenegrinische Nationalisten und Reste der Heeresgruppe E der Wehrmacht sowie bis zu 100000 (!) Zivilisten - in die Hände antifaschistischer Häscher fielen. Zehntausende Menschen, Waffenträger wie Zivile, wurden kaltblütig abgeschlachtet: »Die Gefangenen wurden massenweise ermordet. Es war eine Orgie rachsüchtigen Zorns«, wie der Historiker Slavko Goldstein resümiert. Kategorisch formuliert der Autor, daß »Bleiburg« ein Kriegsverbrechen war, »das jeder moralischen, politischen oder juristischen Rechtfertigung entbehrt« - und das auch

nicht dadurch entschärft werden kann, daß der Partisanenführer Tito Mitte Mai das Einstellen des Massenmords anordnete. Ohnehin entsprach dies lediglich einer scheinhumanen Formalität für die Weltpolitik und deren Medien. Ob in Maribor oder bei Celje, ob auf den Inseln der Kvarner Bucht oder im Gebiet der Gottschee – eine Kette von Vernichtungsstätten durchzieht Slowenien und Nordkroatien, allgemeiner: ganz Nordjugoslawien, mit Ausläufern bis in den Westbanat.

Todesmärsche, Massenerschießungen und Folter kennzeichneten den unmittelbaren Nachkrieg. Deutlich mehr als 100000 Volksdeutsche. Slowenen, Kroaten und Bosniaken, aber auch politisch »unzuverlässige« (also: monarchistische, nationalistische etc.) Serben und Montenegriner fanden zwischen Mai 1945 und Ende 1946 den Tod, und zwar nicht aufgrund von Verbrechen einzelner Antifaschisten, wie Keith Lowe hervorhob, sondern in »gut« und »zentral organisierten« Massakern. Als besonders schrecklich erwies sich jene antifaschistische Besonderheit, Hunderte Menschen, oft Zivilisten, in Karsthöhlen zu pferchen, um diese dann auf engstem Raum durch Sprengungen zu töten. Danach wurden die schluchtartigen Spalten im Karst verschlossen: Noch in den 1990er Jahren fand man Tausende Schädel und Knochen in entsprechenden Höhlen. Wer derartige Greueltaten überlebte und im nunmehr kommunistisch regierten Land verblieb, war für viele Jahrzehnte im gesellschaftlichen Alltag »markiert«.

Rumänien

Rumänische Truppen kämpften mit Beginn des Präventivschlags gegen die Sowjetunion auf deutscher Seite. Als sich das Blatt wendete, versuchte der im Exil lebende König Michael I. die Besetzung Rumäniens durch die Rote Armee dadurch abzuwenden, daß er nach seinem geglückten Putsch im August 1944 Deutschland den Krieg erklärte. Seine Rechnung ging allerdings nicht auf: Rumänien war bereits zum Zeitpunkt des Friedensvertrags mit der Sowjetunion am 12. September vollständig besetzt. Michael I. stand der Machtübernahme durch die Kommunistische Partei Rumäniens letztlich machtlos gegenüber. Er selbst mußte 1947 abdanken und das Land verlassen.

In seine Regierungszeit fällt die schwere und in ihrer Drastik eindrückliche Kollektivbestrafung der deutschen Volksgruppen in Rumänien: Rund 75 000 Siebenbürger Sachsen, Banater und Sathmarer Schwaben wurden im Januar 1945 ausgehoben und in Viehwaggons zur Zwangsarbeit in die Sowjetunion verschleppt. Die Listen für diese Aktion waren in den Monaten zuvor ausgefertigt worden. Betroffen waren Männer zwischen 17 und 45, Frauen zwischen 18 und 30 Jahren. Entscheidend war die Kopfzahl: Waren Aufgeführte nicht auffindbar, wurden die Transporte mit deutlich jüngerem oder älterem Ersatz aufgefüllt. Dabei spielten politische Orientierung oder sogar die Angehörigkeit

in einer kommunistischen Gruppierung ebensowenig eine Rolle wie die Lebensumstände der zurückbleibenden, damit oft elternlosen Kinder. Allein die Volkszugehörigkeit war entscheidend. Rund fünfzehn Prozent der Zwangsarbeiter überlebten nicht und ein Großteil der Rückkehrer wurde nicht wieder nach Rumänien gebracht, sondern in die alliierten Besatzungszonen in Deutschland entlassen.

Die letzten Heimkehrer fanden 1949/1950 vollständig enteignete deutsche Volksgruppen vor. Bereits im März 1945 wurden Ackerland und Wald, Bauernhöfe und Inventar, Maschienen und Vieh an Rumänen, Zigeuner und andere Volksgruppen verteilt. In den Folgejahren geschah dasselbe mit dem Besitz von Kaufleuten und Handwerkern und schließlich von Industriellen. Diese Enteignungen wurden erst in den fünfziger Jahren teilweise rückgängig gemacht.

Die Nachkriegsrepressionen gegen Rumänen betraf in erster Linie die Angehörigen der »Eisernen Garde«, einer radikalen, klerikalfaschistischen Bewegung um die Anführer Corneliu Zelea Codreanu (1938 hingerichtet) und



Internierte aus Kleinschelken, Kreis Großkokeln, Stalino, 18. August 1946.

Horia Sima (der ab August 1944 bis zum Kriegsende eine wirkungslose Exilregierung führte). Die sogenannten Legionäre galten als weltanschauliche Urfeinde des Kommunismus und wurden nach dem Friedensschluß Rumäniens mit der Sowjetunion zunächst halbherzig, ab 1947 aber systematisch verfolgt. Tausende von ihnen erlagen in Lagern und Gefängnissen Folter, Erschöpfung und experimenteller Umerziehung.

Ohne nennenswerten Erfolg, aber von großer symbolischer Bedeutung war der Bewaffnete Widerstand gegen das kommunistische Regime. In verstreut operierenden Gruppen und Banden kämpften tausende Studenten, Bauern, Legionäre, vereinzelt auch ehemalige Wehrmachtsangehörige gegen die Staatsmacht und vor allem um ihr Leben. Man hoffte ähnlich wie im Baltikum vergeblich auf Waffenhilfe aus den USA. Berühmt geworden ist die Gruppe um Ion Gavrilä Ogoranu, die im Fogarasch-Gebirge operierte und nie gestellt werden konnte. (GK)

Das Eigenrecht der Geschichte

von Erik Lehnert

Für wen es noch eines Beweises bedurfte, daß die Black-Lives-Matter-Bewegung das Potential hat, die Vergangenheitsbewältigung auf neue pathologische Höhepunkte zu führen, war mit einer Berliner Posse gut bedient. Dort war die Mohrenstraße in der Mitte Berlins linken Aktivisten schon lange ein Dorn im Auge, weil die Benennung ihrer Auffassung nach rassistisch sei (was sie nicht ist). Schwelte die Debatte bis dahin gemütlich in den Feuilletons, kam durch BLM auf einmal Bewegung in die Sache: Die Rufe nach Umbenennung wurden wieder lauter. Die Berliner Verkehrsbetriebe preschten vor: Wenn schon nicht den Straßennamen, so könnte man wenigstens die gleichnamige U-Bahn-Station umbenennen, allerdings nicht in George-Floyd-Straße, sondern in Glinkastraße. Glinka, ein russischer Komponist, der lange in Berlin lebte und dort starb, bot sich an, weil unweit der Mohrenstraße die Glinkastraße verläuft.

Allerdings: Nur weil Glinka kein Deutscher war, hat er noch lange keine reine Weste. Die Tugendwächter gruben bald aus, daß seine Oper Iwan Sussanin nationalistisch, sein Heldenepos Fürst Cholmskij antisemitisch sei. Damit hatte sich die Anbiederei der BVG, die sich schon seit Jahren in einer Werbekampagne als besonders hipp und multikulturell verkauft, als Rohrkrepierer erwiesen. Obendrein wurde sie dann noch von der zuständigen Senatorin zurückgepfiffen, allerdings erst nachdem die Enthüllungen über Glinka in der Presse die Runde gemacht hatten. So bleibt uns die Mohrenstraße noch eine Zeitlang erhalten, und dem Umbenennungsfuror gehen die Opfer nicht aus.

Auch wenn dieser vorauseilende Gehorsam von Firmen und Institutionen gegenüber vermeintlich fortschrittlichen Forderungen aus der Zivilgesellschaft mittlerweile Alltag ist, kann ein Blick auf die Gründe im Hinblick auf die gegenwärtigen Bedingungen der Vergangenheitsbewältigung aufschlußreich sein. Der Freiburger Historiker Wolfgang Reinhard (Jg. 1937) hat Ende Juni der FAZ ein erhellendes Interview zu diesen Fragen gegeben, das in einer Zeit wie der unsrigen als eine mutige Wortmeldung gelten muß. Diesen Mut braucht es mittlerweile nicht nur gegenüber dem Mainstream, sondern zunehmend auch denjenigen gegenüber, die sich als Alternative dazu empfinden und in den letzten Jahren zu oft als Verlierer aus der Arena der Geschichtspolitik gehen mußten. Reinhards Äußerungen zur aktuellen Debatte, die von den Interviewern kaum problematisiert werden, lassen sich auf acht Thesen zurückführen. Die meisten dieser Thesen dürften unseren Lesern bekannt vorkommen, da sie in den Debatten der letzten dreißig Jahre bereits mehrfach eine Rolle gespielt haben.

These 1: »Man kann alles vergleichen.« – Diese These müßte eigentlich schon einem Grundschüler als Binsenweisheit vorkommen, da dort vermutlich jeder irgendwann einmal gelernt hat, daß Vergleichen bedeutet,

In dem Essay »Der weiße Neger« hat Norman Mailer 1957 am Beispiel der amerikanischen Jugend die Hinwendung zur Gegenwärtigkeit und die Abkehr von der Geschichtlichkeit beschrieben. Die gegenwärtige Abrechnung mit der Geschichte des »weißen Mannes« ist eine Folge dieses Prozesses.

»[...] der Hipster, der Mensch, der weiß, daß [...] wenn es also dem Menschen im zwanzigsten Jahrhundert als Geschick beschieden sein soll, von Jugend an bis zur vorzeitigen Vergreisung mit dem Tod vor Augen zu leben, es dann nur eine einzige lebensspendende Antwort gibt, nämlich die Todesbedingungen anzunehmen, sich mit dem Tod als unmittelbarer Gefahr vertraut zu machen, sich selber von der Gesellschaft loszulösen, dahinzuvegetieren, ohne Wurzel zu schlagen, und sich auf die Wanderung in noch unerforschte Gebiete zu den rebellischen Imperativen des Ichs zu begeben.«

Norman Mailer: »Der weiße Neger«.

Gemeinsamkeiten und Unterschiede festzustellen. So wenig sinnvoll es ist, einen Regenwurm mit einer Büroklammer zu vergleichen, so sinnvoll kann es sein, wie Reinhard zeigt, die gesellschaftspolitischen Bedingungen in Israel mit denen im Südafrika der Apartheid zu vergleichen. Die einfache Definition des Vergleichs ist allerdings einem Konzept gewichen, das darunter entweder Gleichmachen oder Aufrechnen versteht. Das Vergleichsverbot leitet sich in Deutschland aus der Einzigartigkeit des Holocaust ab. Egon Flaig hat vor vielen Jahren darauf hingewiesen, daß alles einzigartig sei. Um das zu illustrieren, verstieg er sich damals dazu, den Rotz in seinem Taschentuch für ebenso einzigartig zu erklären wie den Holocaust. Daß Vergleiche pietätlos sein können, steht außer Frage, aber Pietät hat dort nichts zu suchen, wo logische Strukturen am vermeintlichen Dogma veranschaulicht werden sollen.

These 2: »Ich würde die deutsche Erinnerungskultur als Erinnerungszwang definieren.« - Spätestens seit Joschka Fischer die Erinnerung an den Holocaust als den Boden und die Basis bezeichnete, auf der das wiedervereinigte Deutschland beruhe, ist der Zwang zur Erinnerung zur Staatsräson erhoben worden. Damit ist ein zwanghaftes Lebendighalten der Erinnerung gemeint, der die Handelnden in der Gegenwart unterworfen bleiben. Dieser Zwang wird damit begründet, daß so etwas nie wieder passieren dürfe, wovor nur die stetige Erinnerung schütze. Über die pathologischen Folgen dieser Fixierung kann man unterschiedlicher Auffassung sein; allerdings wird durch das Vergessensverbot der nachfolgenden Generation die Möglichkeit genommen, unvoreingenommen die Probleme der Gegenwart anzugehen. Sie steht unter Generalverdacht und muß sich, mittlerweile immer offensiver und öffentlicher, dem Zwang unterwerfen. Das Erinnern ist in jedem Land ein wichtiger Aspekt der Geschichtspolitik, allerdings steht er in anderen Ländern nicht unter Zwang und richtet sich nicht gegen die eigene Nation.

These 3: Weil Kollektive sich nicht entschuldigen können, »ist der Entschuldigungszwang ein fauler Zauber.« – Die Pflicht zur Entschuldigung beschränkt sich nicht nur auf Deutschland, sondern hat sich laut Hermann Lübbe weltweit als politisches Bußritual etabliert. Es hat sich mittlerweile sogar außerhalb des christlichen Kulturkreises, wo traditionell der Scham vor der Schuld der Vorzug gegeben wird, durchsetzen können und ist ein fester Bestandteil internationaler Beziehungen geworden. Der Erfolg dieses Instruments läßt sich nicht allein aus dem deutschen Beispiel ableiten, sondern liegt im Vorgang selbst. Durch die Entschuldigung schafft sich der Entschuldigende einen moralischen Vorteil, der darüber hinwegsehen läßt, daß aus dieser Entschuldigung konkret nichts folgen kann, weil Schuld eine individuelle und keine politische Kategorie ist. Selbst wo Schuld ist, ändert die Entschuldigung nicht nur nichts an den Folgen, sondern verdeckt die in der menschlichen Natur liegenden Ursachen. Hinzu kommt, daß mit dem Entschuldungsritual ein Fortschritt gegenüber der Vergangenheit suggeriert wird, auf die sich der Schuldvorwurf bezieht. Max Weber hat am Ende des Ersten Weltkrieges darauf hingewiesen, daß Schuld im Politischen verhindere, daß der Krieg mit dem Frieden auch wirklich beendet sei.

These 4: »Ich würde schon sagen, dass es so etwas wie Rasse gibt.« - Obwohl Reinhard diese Aussage einschränkt, indem er das nicht im primitiven Sinne der »Nazis« verstanden wissen möchte, sondern darauf abhebt, daß es Populationen gibt, die phänotypische Merkmale über Generationen hinweg gemeinsam haben, könnte er spätestens jetzt vom Verfassungsschutz als Verdachtsfall unter Beobachtung gestellt werden: Man versteht dort nämlich die Gleichheit aller Menschen wörtlich. Dabei ist die Einsicht, daß es Unterschiede zwischen den Menschen gebe, banal, weil es offensichtlich ist. Diese Unterschiede sind immer bemerkt worden, sobald verschiedene »Ethnien« miteinander in Kontakt kamen. Das Paradoxon, daß es einerseits keinerlei Rassen mehr geben soll und andererseits aber ganz viel strukturellen Rassismus gibt, läßt sich im Hinblick auf die soziologischen Bedingungen der westlichen Zivilisationen leicht erhellen. »Rassismus« ist eine Chiffre für alles geworden, was der völligen Auflösung aller Dinge entgegensteht.

»Eine totalitäre Gesellschaft stellt an den Mut ihrer Menschen ungeheure Anforderungen und eine zum Teil totalitäre Gesellschaft sogar noch höhere. denn die Lebensangst ist größer. Tatsächlich erfordert fast jede Art nicht konventioneller Betätigung unverhältnismäßig großen Mut. So ist es kein Zufall, daß der Ursprung des Hip auf den Neger zurückgeht, denn dieser hat seit zwei Jahrhunderten auf dem schmalen Grenzstreifen zwischen Totalitarismus und Demokratie gelebt.«

Norman Mailer: »Der weiße Neger«.



These 5: »Jeder hält seine eigene Gruppe für besser als die der anderen. Das muss sogar so sein, sonst könnten wir gar nicht leben. « – Es ist nicht egal, wer ich bin und zu wem ich gehöre, sondern ich definiere mich über meine Gruppe, weil sie mich schützt und mir Identität verleiht. Die Notwendigkeit, die eigene Gruppe höher zu schätzen als andere, ergibt sich aus der schlichten Tatsache, daß sie meine ist. Der zunehmenden Infragestellung dieser Selbstverständlichkeit ist vor mehr als fünfzig Jahren Arnold Gehlen mit seinem Buch Moral und Hypermoral entgegengetreten, indem er dort den Zusammenhang zwischen Humanitarismus (»Wohlstandsdenken und Feminismus«) und Niedergang kultureller Verbindlichkeiten aufzeigte. Die Individuen sind auf Privatinteressen zurückgeworfen, was sie zur leichten Beute weniger individuell orientierter Gruppen werden läßt.

These 6: »Jeder will Opfer sein, aber die anderen sollen es nicht sein dürfen.« - Hierbei sind zwei Aspekte wichtig. Zum einen der Bedeutungswandel des Wortes Opfer, von einem Opfer, das man bringt, hin zu einem Opfer, das man ist. Zum anderen die Wertschätzung dieses passiven Opferstatus', die in der weltweiten »Sorge um die Opfer« (René Girard) gründet. Diese Sorge hat anderen Absolutheiten der Vergangenheit wie Nation, Klasse oder Rationalität Platz machen müssen. Bei der Konkurrenz um den Status als Opfer stehen insbesondere die Juden im Fokus, die innerhalb der Opferhierarchie den ersten Platz für sich beanspruchen. Der deutschisraelische Historiker Dan Diner äußerte schon vor vielen Jahren die Vermutung, daß die »zunehmend selbstbewußt sich artikulierenden Erinnerungen der kolonialen Opfer der überseeischen europäischen Expansion« gleichberechtigt neben die für den Westen »geltenden Erinnerungen an den Zweiten Weltkrieg mit dem Holocaust als Gedächtniskern« treten würden.

These 7: »Heutzutage besteht die Bedeutung von Geschichte in der Geschichte von Bedeutung.« - Geschichte hat sich vom konkreten Geschehen abgelöst und erschöpft sich in der Bedeutung des Geschehens für die jeweilige Gegenwart. Der Nachvollzug des Geschehens und das Verstehen der Zusammenhänge tritt hinter die vergangenheitspolitische Bewirtschaftung der Geschichte zurück. Wer sich an Fakten hält, wird sich den Vorwurf gefallen lassen müssen, daß er der Bewertung dieser Fakten im Hinblick auf die Gegenwart nicht gerecht geworden ist. Die Bedeutung der Dinge ist wichtiger als die Dinge selbst, was seine Parallele in dem Kult um die Kompetenz findet, die man ohne Detailwissen haben kann. Die Kompetenz der Historiker besteht dann darin, die Geschichte an den aktuellen Vorgaben zu messen. Reinhard plädiert dagegen für ein »zurück zu den Quellen«.

»Diese Vergötterung der Gegenwart versinnbildlicht die lebensbejahende Tendenz des Hip, denn in seiner äußersten Logik übertrifft er sogar die unvergeßliche Lösung, die der Marquis de Sade für das Problem des Geschlechtlichen, des Privateigentums und der Familie gefunden hatte, daß nämlich alle Männer und Frauen einen absoluten, wenn auch nur zeitweiligen Anspruch auf die Körper aller anderen Männer und Frauen haben - der Nihilismus des Hip schlägt in seiner letzten Entwicklungsstufe vor, jede gesellschaftliche Schranke und Kategorie niederzureißen und aufzuheben, und in diesem Vorschlag ist stillschweigend die Versicherung enthalten, der Mensch werde sich dann als schöpferisch, nicht als blutrünstig erweisen und sich so vor der Selbstzerstörung bewah-

Norman Mailer: »Der weiße Neger«.

These 8: »Es könnte sein, dass die Erinnerungskultur umschlägt und man nicht mehr erinnerungskultiviert werden will.« - Reinhard macht diese Aussage an der Rolle der AfD fest, deren vermeintlicher Erfolg mit geschichtspolitischen Tabubrüchen möglicherweise aus einer Überkompensation der Opferrolle folgt. Die Frage nach der Überkompensation ist nicht neu. Es ist naheliegend, daß es irgendwann einmal reicht, daß die Absurditäten nicht mehr akzeptiert werden und man sich nach einer Normalisierung sehnt. Gibt es Indizien dafür? Bis auf einige Ausrutscher, wie zum Beispiel das Interview Reinhards, gibt es dafür keine Anhaltspunkte. Es ist im Hinblick auf die Debatten der Vergangenheit nicht unwichtig festzustellen, daß sie sich in einem immer rigideren Klima abspielen. Die Debatten drehen sich im Kreise, allerdings in Form einer Spirale, die sich strudelartig verengt und immer schneller dreht.

In der Summe handelt es sich bei den Aussagen von Reinhard also um Thesen, die lange als völlig normal angesehen und erst in den letzten Jahrzehnten abgeräumt wurden. Strenggenommen ist Reinhard heute ein Fall für den Verfassungsschutz, jedenfalls in seiner gegenwärtigen Form. Wer dem Vergleich das Wort redet, Rassen als Realität ansieht und Israel nicht an seinem Status als moralische Konsequenz des Zweiten Weltkriegs, sondern an seiner gesellschaftlichen Realität mißt, verstößt gegen vieles, was der Verfassungsschutz gegen Kritik immunisiert hat. Daß der Skandal in diesem Fall ausgeblieben ist, dürfte zum einen mit einem Lerneffekt der Öffentlichkeit zusammenhängen: Wenn man bestimmte Äußerungen skandalisiert, lädt man sie mit Bedeutung auf; zum anderen wurde kein Politiker, sondern ein Wissenschaftler interviewt, und denen wird selbst im gegenwärtigen Deutschland eine größere Freiheit zugestanden als anderen Beteiligten am öffentlichen Diskurs.

Das Verhältnis zur Geschichte war für den Menschen immer eines, das durch die Gegenwart geprägt ist. Die Neigung, gegenwärtige Bedürfnisse auf Kosten der Geschichte auszuleben, ist so alt wie die Geschichtsschreibung selbst. Schon im Altertum hat es so etwas wie eine moralische Geschichtsschreibung gegeben, die durch Überzeichnung oder Idealisierung von historischen Gegebenheiten bei den Zeitgenossen eine erwünschte Reaktion hervorrufen wollte. Ein Versuch, diese Konstellation zu überwinden, war die relativistische Geschichtsschreibung, die vorgibt, keinen eigenen Standort und keine eigenen Interessen zu haben, sondern alles in Relation zueinander zu stellen. Wenn diese Art der Geschichtsschreibung früher Nationalisten ein Dorn im Auge war, so ist sie es heute den Universalisten, die einer universalen Gleichheitsideologie anhängen.

Offensichtlich ist die Gegenwart nicht mehr in der Lage, der Geschichte ein Eigenrecht zuzugestehen. Die gegenwärtige Bilderstürmerei hat jegliche Differenzierung hinter sich gelassen und offenbart damit die totalitäre Agenda, die hinter einer Bewegung wie Black Lives Matter steht. Die Tatsache, daß andere Zeiten andere Tugenden und Werte in den Mittelpunkt stellten, ist für sie eine unerträgliche Diskriminierung ihrer Bedürfnisse. Egal zu welchen Zeiten Denkmäler abgeräumt wurden, weil sie falschen Personen oder falschen Prinzipien gewidmet waren, eines hat diese Bilderstürmerei immer ausgezeichnet: eine geschichtslose Vergötterung der Gegenwart, die sich meist in häßlichen Szenen nihilistischer Gewalt niederschlug. Wie Reinhard sagt: »Geschichte ist immer schmutzig«.

Nietzsche hatte versucht dieses Problem dadurch zu lösen, daß er der Historie drei Aufgaben zuschrieb: das Herausstellen des Beispielhaften, das Bewahren der Tradition und das kritische Hinterfragen der Vergangenheit. So sehr er den Wert der einzelnen Aspekte betonte, sah er doch zugleich, daß die Überbetonung eines einzelnen Teils zu gefährlichen Verschiebungen führen müsse. Auch ihm war klar, daß Geschichte keine exakte Wissenschaft sein könne, denn sie stehe im Dienste des Lebens, einer historischen Macht. »Die Frage aber, bis zu welchem Grade das Leben den Dienst der Historie überhaupt brauche, ist eine der höchsten Fragen und Sorgen in betreff der Gesundheit eines Menschen, eines Volkes, einer Kultur. Denn bei einem gewissen Übermaß derselben zerbröckelt und entartet das Leben, und zuletzt auch wieder, durch diese Entartung, selbst die Historie.« Das ist nun ein Satz, der mit den gegenwärtigen Verwerfungen als bewiesen gelten dürfte.

»Bei einem solchen Haß muß dieser sich entweder nihilistisch Luft machen oder er verwandelt sich in die erbarmungslosen, mörderischen Liquidationen des totalitären Staates.«

Norman Mailer: »Der weiße Neger«.

Literaturhinweise:

»Geschichte ist immer schmutzig. Ein Gespräch mit dem Historiker Wolfgang Reinhard über Kolonialismus, Sklavenhandel, den Rassebegriff und die deutsche Kultur des Erinnerns«, in: FAZ Nr. 145, 25. Juni 2020, S. 11;

Friedrich Nietzsche: Vom Nutzen und Nachteil der Historie für das Leben (1874);

Institut für Staatspolitik (Hrsg.): »Meine Ehre heißt Reue«. Der Schuldstolz der Deutschen, Schnellroda ²2009 (= Wissenschaftliche Reihe 11)

Norman Mailer: »Der weiße Neger. Einige Gedanken über den Hipster« (1957), in: ders.: *Reklame* für mich selber, Berlin 1963, S. 369-412.

Pöbelherrschaft und **Antirassismus-Doktrin**

von Dirk Alt

Der Frühsommer 2020 kann bereits aus heutigem Blickwinkel historische Bedeutung beanspruchen, da er einen weiteren Schub jenes Prozesses verzeichnete, der auf die restlose Zerstörung nicht nur der westlichen Welt, sondern auch, was schwerer wiegt, der jahrtausendealten europäisch-antiken Kultur hinausläuft. Daß ein neues Zeitalter der Massenhysterien angebrochen ist, mußten wir bereits zur Kenntnis nehmen: Nun jedoch verbinden sich die Wahnideen eines deformierten Zeitgeistes, die sich in der Vergangenheit noch auf stupide, verhältnismäßig unschädliche Weise äußerten (»Wir sind mehr«, »Fridays for Future«), mit den dunkelsten Triebkräften der Zerstörung zu einer manifesten Bedrohung all dessen, was uns noch geblieben ist.

Schon zu Beginn der 1970er Jahre pflegten, wie Konrad Lorenz schrieb, die »epidemischen Geisteskrankheiten (...), aus Amerika kommend, in Europa mit einiger Verspätung aufzutreten« (Die acht Todsünden der zivilisierten Menschheit, München 1973). Daß auch die »Black Lives Matter«-Welle, die man bei oberflächlicher Betrachtung für ein spezifisch US-amerikanisches Phänomen halten könnte, von dort zu uns schwappte, verdeutlicht ein weiteres Mal, daß die Schicksale der weißen Völker, soweit sie in der Klammer des Westens zusammengefaßt und dem Säurebad des Liberalismus ausgesetzt wurden, auf Gedeih und Verderb miteinander verkettet sind. Mögen sich die sozialen, ökonomischen, kulturellen und historischen Befindlichkeiten auch erheblich unterscheiden: Der Feind ist überall der gleiche - seine Mittel sind die gleichen - und der von ihm ausgehende Schrecken ist ebenfalls der gleiche. In Kenntnis dieser Verkettung haben nicht wenige von uns das Zerbröckeln der staatlichen Ordnung in den USA atemlos und ungläubig mitverfolgt. Daß die Feuersbrünste und Denkmalschändungen, wenn überhaupt, nur durch die Verzerrungen des massenmedialen Filters ins Bewußtsein der breiten Öffentlichkeit gelangten, im übrigen aber ideologisch verbrämt und mit starkem Widerhall als vorbildhaft erklärt wurden, läßt auch für die Zukunft hierzulande das Schlimmste befürchten.

Nun sind die Unruhen, soweit sie nur die USA betreffen, trotz der Ausmaße, die sie erreichten, nicht das eigentlich Verstörende. Schließlich ist die Illusion eines »Schmelztiegels der Kulturen« (Israel Zangwill) spätestens in den 1990er Jahren zerstoben, sind die normativen und integrativen Kräfte des Amerikanismus lange erloschen, ohne daß ein von breitem Wohlwollen getragener schwarzer Präsident sie wiederzubeleben vermochte. Das eigentlich Verstörende ist das Ausbleiben der Gegenwehr, auf die viele gehofft und einige gewettet hatten, die sich nun betrogen sehen: Auch in dieser Hinsicht sind uns die Ereignisse in den USA näher als uns lieb sein kann. Statt durch Gegen- oder Notwehr eingedämmt zu werden, laufen nun Ereignisfolgen ab, deren Vorhersage man noch vor wenigen Monaten einer zu lebhaften Phantasie zugeschrieben hätte. Immer-

»Unsere Führer reden über alles Mögliche, nur nicht über den Zusammenbruch der jahrhundertealten Zivilisation, die um sie herum zerfällt. Sie haben keine Ahnung, wie wenig Glaubwürdigkeit sie noch besitzen. Sie haben kein Gespür dafür, daß sie überflüssig geworden sind. Wenn man nicht in der Lage ist, die Wahrheit in dem Moment zu sagen, in dem sie wirklich zählt, dann hat nichts, was man sagt, irgendeine Bedeutung. Derweil wird Black-Lives-Matter immer mächtiger und beliebter in der Öffentlichkeit. Warum genau passiert das? Es passiert, weil Black-Lives-Matter genau das erreichen, was sie wollen. Und das ist das elementare Zeichen von Stärke - Stärke ist die Eigenschaft, die Wähler am meisten anzieht -Menschen allgemein - und

Tucker Carlson on the incredible popularity of Black Lives Matter, Fox News, 15. Juni 2020 (Übersetzung D.A.).

hin lassen sie die kommenden, auch uns drohenden Verhältnisse vielleicht zum ersten Mal in wünschenswerter Klarheit hervortreten, so daß wir sie betrachten können wie die Umrisse eines Gebirges, die der Blick aus der Ferne am besten erfaßt. Es bestätigen sich die folgenden Annahmen:

- Ein friedliches und produktives Zusammenleben ethnokulturell gegensätzlicher Völker ist auf den Territorien der liberalen westlichen Demokratien wenigstens unter den gegenwärtigen demographischen und mentalitätsmäßigen Verhältnissen nicht möglich. Unter den Staaten des Westens gibt es kein einziges Erfolgsmodell, das das Gegenteil beweist, aber auch keine erkennbare Strategie oder politische Vision und erst recht keine einende Ideologie, die in der Lage wäre, die geradezu gesetzmäßig auftretenden feindseligen Zustände zu überwinden. Mittelfristig werden daher sämtliche Einwanderungsgesellschaften für ihre Aufnahmepolitik einen hohen, wenn nicht den höchsten Preis zahlen.
- Das Bürgerkriegspotential der Einwanderungsgesellschaften ver-2. ringert sich nicht mit der fortschreitenden Dauer des Zusammenlebens, sondern erhöht sich im gleichen Maße, wie die Mehrheitsgesellschaft demographisch schrumpft und ihre Möglichkeit zur Selbstbehauptung schwindet. Letzteres ist bekanntlich bei allen weißen Völkern der Fall. Entgegen früherer Hoffnungen fällt der Integrationsgrad der Zugewanderten hinsichtlich des Bürgerkriegspotentials kaum entschärfend ins Gewicht, und zwar um so weniger, je mehr die Zugewanderten in ihrem Sonderbewußtsein gestärkt werden und dabei die Betonung äußerlicher Abstammungsmerkmale, sprich: Rassenkriterien, in den Vordergrund tritt.
- Kommt, wie in den USA, eine revolutionäre Welle ins Rollen, so ist 3. jede Hoffnung auf Schutz durch die Staatsmacht oder auf die Aktivierung restaurativer Kräfte verfehlt. Die Diskrepanz zwischen der Rhetorik des US-Präsidenten und seiner Tatenlosigkeit legt nicht nur dessen persönliche Ohnmacht bloß, sondern auch die des gesamten patriotischen und nationalbewußten Milieus, vom Demoralisierungsgrad der Sicherheitsorgane ganz zu schweigen. Sämtliche Akteure, von denen Rettung zu erhoffen wäre, stehen im Bann eines massensuggestiven feindlichen Narrativs, das sie lähmt und letztlich erdrosselt.
- Dem Zweckbündnis aus Linken und Globalisten ist jedes Mittel recht, um die Nationen zum Einsturz zu bringen. Indem sie vorgeben, Bürger- und Minderheitenrechte zu erkämpfen, stacheln sie die Affekte einer nur bedingt steuerbaren Masse an, säen und vertiefen sie Feindschaften, betreiben unverhohlene Eskalations- und Entmenschlichungskampagnen und schüren das Feuer neuer Großkonflikte, als müßten nicht auch sie und ihre Kindeskinder letztlich den Preis dafür zahlen.
- Wo sich die staatliche Ordnung gänzlich auflöst, entsteht das, was die Linke als »herrschaftsfreie Zone« etikettiert. Hier regiert der Pöbel, und zwar genau so lange, bis der durch ihn verursachte Schaden und das Elend ein Ausmaß angenommen haben, das der Einführung eines neuen, zwangsläufig illiberalen Ordnungssystems den Weg ebnet.
- Ehe die Dynamik der von ihnen geförderten Prozesse sie nicht 6. selbst hinwegfegt, werden Linke und Globalisten auch weiterhin jeden Zustand der Auflösung ungeachtet damit verbundener Kulturverluste und Todesopfer vertuschen, relativieren und beschönigen. Dabei ist ihre wirksamste ideologische Waffe die Antirassismus-Doktrin, denn sie bringt jeden Widerspruch zum Verstummen. Ausgehend von den USA ist jener Antirassismus, der dem Weißen nur eine negative und dem Nicht-Weißen nur eine positive Rassenidentität zuerkennt, in den Rang einer totalitären Ersatzreligion aufgestiegen.

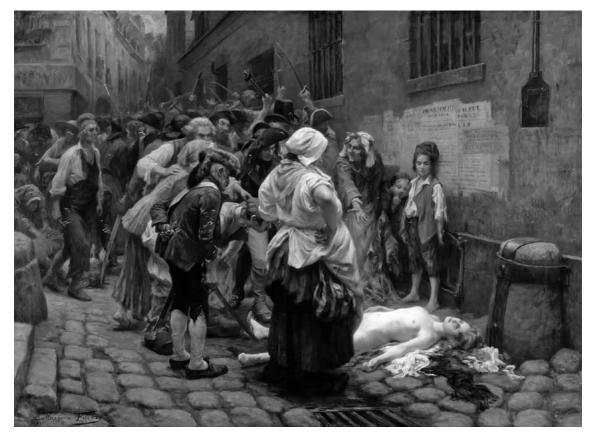
Man sollte sich vor diesem Hintergrund ins Gedächtnis rufen, daß die Linke auf eine lange und erfolgreiche Tradition zurückblickt, die von ihr verübten (Klassen-)Genozide im kollektiven Gedächtnis mit Revolutionsromantik wenigstens weichzuzeichnen, wenn nicht unter dem Blendwerk der Menschenrechte zum Verschwinden zu bringen. Nicht zufällig wer-

»Die Französische Revolution ist bis heute das Svmbolbild für eine zur Freiheit drängende unterdrückte Gesellschaft, die mit aller Kraft ein von Ungleichheit und Privilegien gezeichnetes System zum Einsturz bringt. Die Revolution in Frankreich war Endpunkt des sich zunehmend auflösenden Feudalsystems Europas, eine Auflösung, die in Frankreich durch die absolutistische Monarchie zugleich kompensiert wie beschleunigt wurde. So baute die Revolution auf den Trümmern der alten Strukturen, von denen viele sich über den Umsturz hinaus erhielten. Dazu aber haben die heutigen USA, die längst ein Ancien Régime geworden sind mit einer nach Erbprivilegien gegliederten Gesellschaft, viel mehr Ähnlichkeiten als zur vorrevolutionären Gesellschaft ihrer Vorfahren.«

Nora Bossong: »Am Ende eines Ancien Régime«, in: Zeit-Online vom 7. Juni 2020.

den heute von interessierten Kreisen Parallelen zwischen den US-amerikanischen Zuständen und der Französischen Revolution gezogen – etwa unter Berufung auf die Schriftstellerin Margaret Atwood (Der Report der Magd), die den USA 2018 eine solche Französische Revolution vorhersagte. Die unter der Kampfparole »Defund the police« bereits mit einigem Erfolg vorgetragenen Angriffe auf die Institution Polizei dienen der Verstetigung des Ausnahmezustandes und der Etablierung jener Pöbelherrschaft, die auch der ersten Phase der Französischen Revolution das Gepräge gab, bevor der Staatsterror der Jakobiner und das Rasiermesser der Nation an deren Stelle traten.

Pöbelherrschaft bedeutet die Auslieferung des einzelnen an eine Masse, die über ihn richten wird – und zwar, wie Le Bon schreibt, in der »Gewißheit der Straflosigkeit, die mit der Größe der Menge zunimmt,« und dem »Bewußtsein einer bedeutenden augenblicklichen Gewalt«: »Da die Masse in das, was sie für Wahrheit oder Irrtum hält, keinen Zweifel setzt, andererseits ein klares Bewußtsein ihrer Kraft besitzt, so ist sie ebenso eigenmächtig wie unduldsam. Der einzelne kann Widerspruch und Auseinandersetzung anerkennen, die Masse duldet sie niemals.« – Ein Beispiel: In seiner Geschichte der Französischen Revolution schildert der Hi-



Pöbelherrschaft 1792: »Der Tod der Prinzessin von Lamballe«, Léon-Maxime Faivre 1908.

storiker Jules Michelet (1798-1874) das Schicksal einer Freundin und Vertrauten Marie Antoinettes, der Prinzessin von Lamballe (Marie-Louise von Savoyen-Carignan), die während des Septembermassakers 1792 vom Pöbel ermordet wurde, nachdem vielfach, etwa mittels pornographischer Schriften, gegen sie gehetzt worden war. Michelet weist darauf hin, daß ungeachtet zahlloser Verleumdungen »viele Leute leidenschaftlich wünschten, sie zu retten«, und die Richter des Tribunals, vor dem sie stand, ihr wohlgesonnen waren: »Es bedurfte nur, daß sie ein bißchen reden konnte, daß ein Wort von ihrem Munde kam, das man zu ihrem Heil auslegen konnte.« Die Prinzessin brachte es jedoch nicht über sich, »dem Königtum Haß zu schwören, Haß dem König, Haß der Königin!« Unter den Pöbel, der sich ihrer infolge ihrer Weigerung bemächtigte, hatten sich ihre Anhänger gemischt, die ihr einen letzten Ausweg verhießen: »Ruf: ›Es lebe die Nation! sagten sie, und es wird dir nichts geschehen. An einer Straßenecke erhob sich »ein aufgeschichteter Haufe ganz nackter, weißer Leiber. Dort mußte man die Hand auflegen und den Eid leisten ...« Die Prinzessin von Lamballe konnte ihr Entsetzen nicht verbergen; dies fachte den Zorn der Meute an: »Einer der Wütendsten, ein kleiner Perückenma-



cher, Charlat, Trommler bei den Freiwilligen, geht auf sie zu und wirft ihr mit seiner Pike die Haube vom Kopf; ihre schönen Haare lockern sich und fallen nach allen Seiten herab. Die ungeschickte oder trunkene Hand, die ihr diesen Schimpf angetan hatte, zitterte, und die Pike hatte ihr die Stirn gestreift; sie blutete. Der Anblick des Blutes hatte seine gewohnte Wirkung: einige stürzten sich auf sie; der eine kam von hinten und versetzte ihr einen Keulenschlag; sie fiel und war im Augenblick von mehreren Stichen durchbohrt.« Die sich anschließende Entblößung und Verstümmelung des Leichnams, die Michelet beschreibt, seien an dieser Stelle ausgespart; es genügt vielleicht das Detail, daß die weiße Haut der Getöteten

Pöbelherrschaft 2020: BLM-Proteste in den USA.

 als Zeichen von Adel – den Blutdurst des Pöbels besonders reizte. Die kleine Episode ist in vielerlei Hinsicht aufschlußreich – nicht nur hinsichtlich des Akklamations- und Bekenntniszwangs, unter dem die Opfer des Pöbels stehen, wenn sie das blanke Leben retten wollen; ähnlich mag es in Zukunft denjenigen ergehen, die den Kniefall verweigern. Vor allem aber kann niemand, der die infolge der gegenwärtigen Ereignisse zirkulierenden Bewegtbilder im Netz studiert hat, ernstlich und grundsätzlich daran zweifeln, daß sich die Tötung der Lamballe und vieler anderer auf die beschriebene Weise zugetragen hat. Immer wieder begegnet uns in den Smartphone-Aufnahmen, die Angriffe des Pöbels auf Einzelpersonen zeigen, das gleiche Phänomen: Einer macht den ersten Schritt, indem er zuschlägt (und sei es von hinten); sobald die Verletzlichkeit des Opfers durch dessen Taumeln, dessen Sturz erwiesen ist, kommen, mutig geworden, weitere hinzu, schließen einen Kreis um das Opfer, beginnen, es mit Schlägen – und liegt es am Boden: mit Tritten – zu traktieren, bis eine wütende Traube den Hilflosen umgibt. Daß, in klarer Tötungsabsicht, Tritte vorzugsweise gegen den Kopf zielen, bedarf keiner besonderen Betonung; daß sich im Pöbel noch mitunter Erschrecken ausbreitet, wenn diese Absicht zum Erfolg führt, läßt auf einen Rest zivilisatorischer Hemmungen schließen, der noch abgebaut werden muß.

Nun kann man zwar nicht ohne Berechtigung einwenden, daß zwischen den Unruhen in den USA und dem Blutrausch der Französischen Revolution ein erheblicher qualitativer Unterschied besteht: Das ist richtig, aber wir stehen ja auch erst am Anfang. Wer Monumente stürzt, der verbrennt auch Bibliotheken. Wer sich daran gewöhnt, daß Menschen auf offener Straße angegriffen werden, gewöhnt sich ebenso daran, daß der Pöbel sie im Zuge dessen umbringt; und wer sich daran gewöhnt, gewöhnt sich auch an alles andere.

Wenn man nun die Frage stellt, inwieweit sich die revolutionären Ausgangsbedingungen in Westeuropa von denen in den USA unterscheiden, so drängt sich in Anbetracht der jüngsten Entwicklung der Eindruck auf, daß Unterschiede zu unseren Gunsten nicht bestehen. Zwar ist bei uns noch ein gewisses Bewußtsein dafür vorhanden, daß es bis vor wenigen Jahren in diesem Lande Schwarze in nennenswerter Zahl überhaupt nicht gab und daß die, von denen die westdeutschen Stadtzentren jetzt wimmeln, nicht als Sklaven hergeschifft wurden, sondern aus freien Stücken, ja ge-

»Einem tätigen, produktiven Geiste, einem wahrhaft vaterländisch gesinnten und einheimische Literatur befördernden Manne wird man es zugutehalten, wenn ihn der Umsturz alles Vorhandenen schreckt, ohne daß die mindeste Ahnung zu ihm spräche, was denn Besseres, ja nur Anderes daraus erfolgen solle. Man wird ihm beistimmen, wenn es ihn verdrießt, daß dergleichen Influenzen sich nach Deutschland erstrekken und verrückte, ja unwürdige Personen das Heft ergreifen.«

Johann Wolfgang von Goethe: Tag- und Jahreshefte, 1793 (Goethes poetische Werke. Vollständige Ausgabe, achter Band. Autobiographische Schriften, erster Teil. Stuttgart o. J., S. 980).

gen unseren Willen eingereist sind. Vor diesem Hintergrund mag die Versuchung groß sein, über die europäischen Ableger von »Black Lives Matter« zu spotten. Natürlich sind ihre Anklagen (gegen die Polizei, »strukturellen Rassismus« etc.) ebenso absurd wie ihre Forderungen – doch was ändert das? Die Massen sind mobilisierbar, die Ressentiments geschürt. Wie der britische Historiker Donald Rayfield berichtet, wurden 1919 nach vorbereiteten Listen alle Moskauer Pfadfinder und 1920 alle Mitglieder des Rasentennisklubs als Konterrevolutionäre erschossen. Die Absurdität nimmt den Ereignissen nicht ihren Schrecken; sie darf uns auch heute nicht den Blick auf das verstellen, was uns droht.

Seit 2015 hat sich der Raum des Möglichen, der früher durch Sitte, Kultur und Zivilisation noch zuverlässig begrenzt wurde, immer weiter geöffnet. Die unausgesetzte Wühlarbeit und Propaganda durch Linke und Globalisten, aber auch die immer erdrückendere Übermacht fremder Volkskräfte lassen das Heft des Handelns auf Akteure übergehen, deren Verachtung für das Bestehende keine Grenzen kennt. So macht die bilderstürmerische Dimension der »Black Lives Matter«-Kampagnen einen Vernichtungs- und Nivellierungswillen deutlich, der auf die Substanz zielt: Die Geschichte selbst soll zum Schweigen gebracht werden. Wer wäre besser geeignet, hierfür das Narrativ vorzugeben, als die antideutsche, von Sozialneid und Selbsthaß aufgeladene Linke? Die Linke der Gegenwart kann nur zerstören, sie ist zum Aufbau unfähig; in dieser Hinsicht trifft sie sich, so unterschiedlich die religiös-kulturellen Prägungen auch sein mögen, mit jenen entwurzelten Migrantenmassen, die von Anfang an eine Negativauslese ihrer Völker darstellten und deren Beutehunger ungestillt ist. Mit behördlichem Appeasement ist diesen beiden, den zerstörerischsten gesellschaftlichen Gruppen, nicht beizukommen; ihr Selbstvertrauen ist groß und stützt sich auf die Erfahrung jahrelanger explorativer Aggression. In gemeinsamer Aktion vereint, werden sie einen unwiderstehlichen Druck auf die Politik ausüben – und auf jeden, der sich ihnen in den Weg stellt.

Wohin dies aber mittelfristig führt, ist absehbar. So wie der Sowjetkommunismus zur Verwirklichung einer klassenlosen Gesellschaft die alten Klassen zerschlug und dann eine neue Klassengesellschaft ausbildete, deren Grausamkeit die der alten bei weitem übertraf, so führt die Antirassismus-Doktrin nicht in ein rassenloses Utopia, sondern geradewegs in einen Rassenstaat, in dem Abstammungskriterien den sozialen Status definieren werden. Unsere Nachkommen werden glasklar erkennen, daß die Antirassismus-Doktrin nur einem Zwecke diente: nämlich unsere Selbsterhaltungskräfte zu lähmen, unsere Notwehr zu unterbinden, uns Schwäche, Scham, Willfährigkeit und Selbstverachtung zu lehren und anstelle des Feindes uns selbst, uns gegenseitig zu bekämpfen.

Wer dem entgegenwirken will, muß diesen machtvollen Hebel als das benennen, was er ist: als ein Manipulations- und Umsturzinstrument, das weder der Friedensstiftung noch der Gleichheit, sondern der Zementierung der Unterschiede, der Errichtung neuer Hierarchien und dem Streben nach Macht und Vorrechten dient. Zweck des Antirassismus ist es eben nicht, den ohnehin hochgradig fragilen sozialen Frieden in der multiethnischen Gesellschaft zu bewahren, sondern, ganz im Gegenteil, diesen Frieden dauerhaft zu verunmöglichen. Nicht weniger als der Antifaschismus ist auch der Antirassismus eine extremistische Strategie, die den Rassismus in der gleichen kalkulierten Weise zu potenzieren trachtet wie der Antifaschismus den Faschismus – mit dem Ziel, immer neue Gebiete zu erobern und immer mehr Macht zu konzentrieren, bis die bürgerlichen Freiheitsrechte endgültig beseitigt werden können.

Die Zahl der Deutschen, die ihre zugewanderten Mitbürger und Nachbarn fürchten, wächst ständig; wer seine Furcht äußert, wird im Sinne der Antirassismus-Doktrin gebrandmarkt. Rassismus jedoch, als Fremdenscheu oder Fremdenfurcht verstanden, tötet entgegen der linksextremen Parole nicht, sondern würde im Gegenteil sogar Leben retten: nicht nur das Leben der zahlreichen, in vielen Fällen der Öffentlichkeit gar nicht bekanntgewordenen Frauen, die sich dem Falschen auslieferten, sondern auch den Fortbestand unseres Volkes, das andernfalls in einem Strudel aus Selbst- und Fremdzerstörung zugrunde gehen muß. Vor der Geschichte spielt es ohnehin keine Rolle, ob wir als rassistisch verunglimpft werden oder nicht. Die Antirassismus-Doktrin muss fallen, wenn wir leben wollen: Es gibt keine Alternative hierzu.

»Menschen können lernen, den kulturell verschiedenen Nachbarn wertzuschätzen, ja, es kann sich eine echte Freundschaft mit gegenseitigem kulturellem Austausch entwickeln. Voraussetzung ist, daß eine Beziehung des Vertrauens hergestellt ist, daß also keiner den anderen fürchtet. Bei gemischtem Nebeneinanderleben sind die Prognosen für die Erhaltung einer inneren Harmonie allerdings recht ungünstig. Jede Ethnie fühlt sich dann von der anderen bedroht, auch wenn dafür keinerlei Gründe bestehen.«

Irenäus Eibl-Eibesfeldt: Krieg und Frieden aus der Sicht der Verhaltensforschung, München 1975, S. 128.

Theorie bei Antaios



Benedikt Kaiser

Solidarischer Patriotismus

Die soziale Frage von rechts 292 Seiten, brosch., 18 €

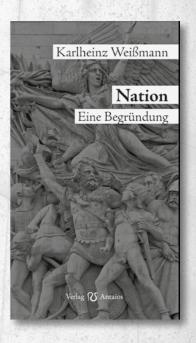
Wie wollen wir in Zukunft wirtschaften, arbeiten und leben? Wer ist »Wir«? Und was läuft falsch? Kein Publizist stellt derzeit die soziale Frage von rechts dringlicher als Benedikt Kaiser. Solidarischer Patriotismus könnte eine Antwort sein.

Karlheinz Weißmann

Nation

Eine Begründung 232 Seiten, brosch., 18 €

»Eine Nation ist, was eine Nation sein will und diesen Willen dauernd aufrechterhalten kann«, schrieb Weißmann 2001 in seiner Begründung der Nation als dem entscheidenden Ausdruck des politischen Willens eines Volkes. Wir haben seither mehr verloren als gewonnen. Auch aus diesem Grund erscheint Weißmanns grundlegende Schrift neu.



Verlag N Antaios

Rittergut Schnellroda · 06268 Steigra Tel: (034632) 90 43 96 · Fax: (034632) 90 43 97 · e-Post: vertrieb@antaios.de www.antaios.de

Merkel, hagiographisch

von Milan Wurst

Die Entschleierung oder Entzauberung der Welt war ein Ziel der Aufklärung. Die Verschleierung hingegen ist eine Praxis, die nach dem schwindenden Sieg der Aufklärung wieder an Bedeutung gewinnt und die auch unter der Bezeichnung Political Correctness bekannt ist. Das dabei betriebene Verwirrspiel und seine Mechanismen sind uralt, und es beginnt mit der Präsentation der Akteure - insbesondere mit geschönten Biographien führender Politiker. Die Vorgehensweisen hinter diesen Lebensbeschreibungen gleichen sich und können lange zurückverfolgt werden. Ein Anfangspunkt für ein besseres Verständnis ist in den Heiligenlegenden zu finden. Der politische Bezug der Hagiographien erschließt sich unmittelbar: Der Begründer der modernen PR, Edward Bernays (1891–1995), wies darauf hin, daß sich unser Wort Propaganda von der katholischen Congregatio de propaganda fide herleitet, deren Aufgabe im 17. Jahrhundert die Verbreitung des katholischen Glaubens gewesen war.

Das Leben der kirchlichen Heiligen wird traditionell in propagandistisch aufbereiteten Biographien beschrieben, den sogenannten Hagiographien. So wird, um nur ein Beispiel zu nennen, aus dem Gründer des Jesuitenordens, dem ungebildeten und fanatischen Kriegskrüppel Ignatius von Loyola, ein körperlich unversehrter, vom Heiligenschein umgebener Ordensführer von überragender Weisheit. Dieses Konzept hatte bereits in der Antike ein Vorbild. Sargon von Akkad (um 2300 v.Chr.), der mutmaßliche Sproß einer Tempelhure, stilisierte sich zum Sohn einer Jungfrau. Er löste damit eine wahre Flut von fiktionalen Biographien antiker Götter und gottgleicher Menschen aus, die von Jungfrauen geboren worden sein sollen. Die Liste umfaßt bekannte Namen wie Herakles, Mithras, Dionysos oder Adonis. Dieses so vorgeführte Konzept der Hagiographie fand stets sein Abbild im politischen Bereich: Die Vorstellung von der Gottgleichheit oder wenigstens Gottesgnade der herrschenden Klasse wurde möglichst widerspruchslos erzählt, um den gemeinen Sterblichen die psychischen und physischen Defekte des Adels zu verschleiern und diese mit Legenden zu umgeben, die denen der Heiligen nicht unähnlich waren.

Das Motiv der Verschleierung der Herkunft war mit der Propagierung der Jungfrauengeburt in die Welt gesetzt und fand in der Neuzeit eindrücklich Anwendung in der offiziellen Darstellung der Abstammung Napoleons. Dank mächtiger Helfer aus dem Kreis des Salons der Kurtisane Madame Tallien konnte er seine Herkunft aus den Tiefen der korsischen Unterschicht verschleiern. Das Potential für legendenhafte Überhöhungen war gegeben, denn wie Apollon, der von einer Insel kam, hatte auch Napoleon drei Schwestern. Mit der magischen Anzahl von zwölf Marschällen war Napoleon Herr über eine wiedererstandene Tafelrunde des weisen Herrschers Artus. Der Prototyp der modernen politischen Hagiographie war geboren.

In Deutschland war es Adolf Hitler, dessen offizielle Biographie unter den Aspekten der politischen Hagiographie publiziert wurde. Die verworrene Familien- und Herkunftsgeschichte Hitlers wurde verschleiert.



Die Cartoons in diesem Text mit freundlicher Genehmigung des Verlags aus:

Bernd Zeller: Merkelokratie, 68 S., Hardcover, Solibro 2020 (= Satte Tiere Bd. 11) ISBN 978-3-96079-078-5



Bis heute ist unklar, ob Adolfs Mutter Klara auch Adolfs Cousine war. Ganz typisch für diesen Typus der Hagiographie ist das Schweigen der frühen sozialen Kontakte des zentralen Akteurs. Aussagen, die zu einer Vermenschlichung führen würden, müssen unterdrückt werden, um die Legende nicht zu beschädigen.

Der bürgerliche Name und seine Abwandlungen gewannen als Symbol oder Markenzeichen im medial geprägten 20. Jahrhundert mit der Abschaffung der Adelstitel zunehmend an Bedeutung. Die Macht von Sprache und Wort - das alte hermeneutische Prinzip des altägyptischen Thot wurde wichtiger denn je. Worte bedeuteten im alten Ägypten Leben, und die Streichung eines Namens auf Monumenten kam ewiger Verdammnis gleich. Basierend auf diesem Prinzip, wurden im 20. Jahrhundert Namen von Politikern nun zu Programmen. Namenswechsel gaben einer Person neues Leben.

Der unter seinem Kampfnamen Lenin bekannt gewordene Wladimir Iljitsch Uljanow, dessen Bruder als Revolutionär in einem Hof der schaurigen Schlüsselburg im Ladogasee hingerichtet worden war, wo noch heute ein Apfelbaum an das Geschehen erinnert, unternahm viel, um seine Herkunft aus dem niederen Adel ebenso zu verschleiern wie die Identitäten seiner kapitalistischen Geldgeber. Während Lenin als Prototyp des ewigen Revolutionärs sämtliche Klischees in diesem Genre bediente, strebte sein Nachfolger Iosseb Bessarionis dse Dschughaschwili nach mehr. Als Josef Wissarionowitsch Stalin ließ sich der kleinkriminelle Sohn eines Schusters als »Väterchen Stalin« feiern und verehren. Sein Personenkult ersetzte die Anbetung der Heiligen in den unter seiner Schreckensherrschaft geschlossenen orthodoxen Kirchen und Klöstern.

»Die multikulturelle Gesellschaft ist grandios gescheitert.«

Rede auf dem CSU-Parteitag am 20. November 2004.



»Ich denke an dichte Fenster! Kein anderes Land kann so dichte und so schöne Fenster bauen.«

Angela Merkel am 29. November 2004 auf die Frage, welche Empfindungen Deutschland in ihr weckt.

Ein überraschender Personenkult existiert im Zusammenhang mit Winston Churchill, einem dem Alkohol zugeneigten Spieler, dessen politische Hagiographen seine Verantwortung für die Hungerkatastrophe von 1943 in der britischen Bengal Presidency Nordindiens bis heute vehement bestreiten. An seinem Geburtsort, dem Schloß Blenheim, existiert eine Ausstellung über seine Kindheit, die den Staatsmann in die Nähe des heilsbringenden Kindes rückt, was auf manche Besucher befremdlich wirkt. Churchill hatte sich mit der Übernahme des symbolischen Handzeichens der englischen Langbogenschützen des ewigen Heldenmythos von Agincourt bemächtigt. Er war kein mit heiligem Öl gesalbter König, sondern, wie einst der legendenumwobene Robin Hood, ein einfacher Adliger, der das Volk vor der sicheren Knechtschaft durch fremde Mächte errettete. Mit der Einverleibung dieser wirkmächtigen Mythen war der Weg zur Heldenverehrung geebnet.

Herbert Ernst Karl Frahm, in zerrütteten Familienverhältnissen bei seiner ungeliebten Mutter aufgewachsen, nahm mit dem Namen Willy Brandt auch eine neue Identität als sozialistischer Freiheitskämpfer an, die es seinen Biographen ermöglichte, einige weniger schöne Passagen und Neigungen aus seinem Leben zu übertünchen. Brandts Wirken als Freiheitskämpfer war weder von Heldentum oder Aufopferung noch von besonderen Erfolgen gekennzeichnet. Eine Spur von zerrütteten Beziehungen kennzeichnete diese Phase. Als Regierender Bürgermeister in West-Berlin bot sich ihm endlich die Chance, medial wirksam in Erscheinung zu treten. Politische Botschaft und Name verschmolzen bei Brandt schließlich zu einer neuen Symbiose. Inhalte traten hinter der messianischen Figur als zweitrangig zurück.

Joseph Martin Fischer, der sich Joschka nennt, versuchte, seine linksradikale und militante Vergangenheit mit dem Nimbus des verkannten Intellektuellen zu überhöhen, der sich heimlich in Vorlesungen der Frankfurter Schule schlich. Mit dem Bruch der bisherigen Kleiderordnung im Bundestag signalisierte Fischer den Anbruch einer neuen Phase. Fischers Turnschuhe sollten auf den jugendlichen Elan hinweisen und wurden zu einem Symbol für den Angriff auf die alte Ordnung. Der ehemalige Taxifahrer, der sich in seiner Jugend an den Geschichten über den Henker von Paris ergötzt hatte, vollendete seine Metamorphose endgültig mit der Mutation hin zum Zerrbild eines professoralen Welterklärers mit den passenden Attributen (dreiteiliger Anzug und Hornbrille).

Das Ende des Kalten Krieges mit dem Zusammenbruch der bis dato gültigen Weltordnung, schuf auch in Westeuropa einen neuen Typus an Politikern, die ihre eigenen Hagiographien pflegen. Ein Beispiel gibt der ewige Musterschüler Emmanuel Macron mit der mütterlichen Lehrerin an seiner Seite. Zusammen ergeben sie das Bild der Jungfrau mit dem Kinde, was Macron ebenfalls in die Position des Heilsbringers rücken soll. Ein anderes Beispiel ist die Darstellung der deutschen Bundeskanzlerin Angela Merkel. Ihr Vater, Horst Kasner, der eigentlich Horst Kazmierczak hieß und der die Englisch- und Lateinlehrerin Herlind Jentzsch geheiratet hatte, ging mit seiner jungen Familie als Märtyrer freiwillig in die Knechtschaft der SBZ. Hier wuchs die in Hamburg geborene Tochter Angela, also die Engelsgleiche, im Waldhof bei Templin auf. In der Abgeschiedenheit des Waldes, in dem heiligen Ort der Germanen, dem Wald der Wunder, der Märchen und dem Rückzugsort der weisen Frauen, wuchs sie auf. Danach begann die Verschleierung durch Namenswechsel, von Kazmierczak über Kasner zu Merkel. Ein Leben im Elfenbeinturm der physikalischen Chemie folgte, welches zwar wenig wissenschaftlichen Output erbrachte, aber als biographisches Element von unschätzbarem Wert ist. Ihre Dissertation, die sie als Physikerin im Fach Chemie vorlegte und deren überwiegende Quellen amerikanischen Ursprungs sind, die damals in diesem Umfang in der DDR eigentlich nicht vorhanden waren, unterstreicht ihre geistige Überlegenheit. Die Ehe mit Joachim Sauer, einem der wenigen DDR-Forscher, der in die USA reisen durfte und der Merkels Dissertation kritisch durchsah, eröffnete die Möglichkeit für einen weiteren Namenswechsel, der jedoch ausblieb. 2017 stellte sie sich dem NSA-Untersuchungsausschuß sogar als Angela Dorothea Kasner vor.

Trotz des langen Aufenthalts in akademischen Kreisen finden sich in Merkels Wortschatz bemerkenswerterweise keine Redewendungen, Ausdrücke oder anderen verbalen Bezüge, die eine besondere Nähe zu den Naturwissenschaften nahelegen. Diese Loslösung von jedem wissenschaftlichen Gedankengut erlaubt ein volksnahes Auftreten und in politischen Entscheidungen die vollständige Negation wissenschaftlicher Realitäten.

Es war am Abend des Mauerfalls 1989, den Angela in der Sauna verbrachte. Dies war die Geburtshöhle der Politikerin. Hier vollzieht jene Angela das Ritual der Enthüllung und erscheint dann jenseits der alten Grenzen als etwas Neues. Was folgte, war die Vertreibung aus dem sozialistischen Paradies, in dem ihr Vater Zuflucht gesucht hatte. Ihren Aufstieg auf der Bühne der Politik verdankte sie ihrem Lehrer der politischen Magie, dem Übervater Helmut Kohl. Nun konnten die Stufen der Wandlung einsetzen. Zu diesen Wandlungen gehörte die Rolle Merkels als Erlöserin, indem sie Deutschland vom Atomstrom befreite. Man könnte dies so interpretieren, daß der Entscheid im Sinne der politischen Hagiographie und gegen naturwissenschaftliche Logik fiel. In einer weiteren Wandlungsstufe stieg Merkel hagiographisch zur Heilsbringerin auf, indem sie 2015 die Grenzen Deutschlands öffnete und gleich mehrere Rollen einnahm. Eine war die paradoxe Rolle der kinderlosen Mutter oder »Mutti«, als die sie bereits zuvor betitelt worden war. Im Zuge der Grenzöffnung 2015 stieg sie jedoch endgültig zur Magna mater auf, die in der Antike auch als Kybele verehrt worden war. Der Höhepunkt des historischen ekstatischen

»Wir müssen akzeptieren, dass die Zahl der Straftaten bei jugendlichen Migranten besonders hoch ist.«

in: Die Welt vom 18. Juni 2011

»Das Internet ist für uns alle Neuland, und es ermöglicht auch Feinden und Gegnern unserer demokratischen Grundordnung natürlich, mit völlig neuen Möglichkeiten und völlig neuen Herangehensweisen unsere Art zu leben in Gefahr zu bringen.«

Merkel auf einer Pressekonferenz mit US-Präsident Barack Obama am 19. Juni 2013.

Wenn ich schevzhaft aubringe, Wir kriegen morgens einen Anruf aus dem Kanzleramt und werden gebrieft, wie wir zu berichten haben, dann bemerken viele den Witz nicht und glauben wirklich, wir wären so unprofessionell, dass das nötig wäre.



Kybele-Kultes war übrigens die öffentliche Selbstentmannung der Kybele-Anbeter. Ein Phänomen, das zumindest im übertragenen Sinn beobachtet werden kann.

Der Triumph Merkels war damit nicht abgeschlossen. Denn so, wie es ihr gelang die östliche und westliche Hemisphäre in der Flüchtlingskrise scheinbar zu einigen, wurde sie zur modernen Kleopatra. Das hagiographische Steigerungspotential ist auf dieser Stufe nur noch gering – doch gelang Merkel eine weitere Wandlung, nämlich hin zur Ariadne, die dem Volk den Weg aus dem Labyrinth der Corona-Pandemie weist. In der womöglich seit Jahren durchgeplanten Covid-19-Inszenierung erreicht Merkel sogar den Status der Erleuchtung. Wie ein Buddha in sich ruhend, entscheidet sie, wem sie ihre Weisheit zukommen läßt. Nicht immer sind die Ministerpräsidenten erlaucht genug, dieser Weisheit teilhaftig zu werden. Eine wunderbare Krönung dieser Hagiographie.

Ein wesentliches Element jeder Hagiographie sind die Attribute und die Gesten des Akteurs. Auch hier gibt es bei Merkel einen unverwechselbaren Gestus. Es ist die mit den Händen geformte Raute, die als alchimistisches Symbol für die Erde nach unten weist und die starke Erdverbundenheit Merkels unterstreicht. Wer einen Heiligkeitsstatus wie Angela Merkel erreicht hat, darf sich nicht allein mit nationalen Symbolen begnügen. Vor diesem Hintergrund dürfte es niemanden verwundert haben, wie zornig Merkel ihrem damaligen Generalsekretär Hermann Gröhe im September 2013 auf einer Wahlparty vor laufenden Kameras eine Deutsch-

»Ist mir egal, ob ich schuld am Zustrom der Flüchtlinge bin, nun sind sie halt da.«

Merkel auf Sitzung der CDU/CSU Bundestagsfraktion am 22. September 2015.

landfahne entriß, um sie am Bühnenrand zu entsorgen. Das war ein Akt von hoher symbolischer Tragweite.

Als Gegenspieler im Sinne des ahrimanischen Prinzips erhielt die Lichtgestalt Merkel den US-Präsidenten Donald Trump - beide werden dargestellt wie mithräische Fackelträger. Merkel wird dank Trump zu einer noch helleren Erscheinung. Umkreist werden die beiden vom dämonisierten russischen Staatspräsidenten Putin, der hier die Trinität komplettiert. Künftige Politiker werden es schwer haben, eine vergleichbare Hagiographie zu konstruieren.



In der Zusammenschau stellt sich die Frage, was das Konzept der politischen Hagiographie ermöglicht, außer der Verschleierung vermeintlicher oder tatsächlicher Defizite des überhöht präsentierten Politikers, und warum es verwendet wird. Die Erklärung liegt darin, daß dieses Ablenkungs- und Erhöhungsmanöver Möglichkeiten in der Politik eröffnet, die den Akteuren sonst verwehrt wären. Willy Brandt wirkte aufgrund seiner verbreiteten Biographie authentisch bei seinem Kniefall in Warschau, der es unter anderem erlaubte, Augenzeugenberichte von Greueltaten an Deutschen unauffällig in den Archiven verschwinden zu lassen. Brandts Tragik ist es, daß der Legendenumwobene selbst von einem Mann mit Legende zu Fall gebracht wurde: Günter Guillaume. Barack Obama erhielt mit dem Attribut des Friedensnobelpreisträgers freie Hand für den nahezu uneingeschränkten Drohnenkrieg. Merkel blieb selbst in der Entscheidungslosigkeit unantastbar.

»Das Volk ist jeder, der in diesem Land lebt.«

Aus Merkels Rede zu Ihrer Kanditatur als Spitzenkandidatin der CDU am 26. Februar 2017.



Elf Fragen zur kommenden Krise

von Guillaume Travers

Die während zweier Monate über die Bevölkerung verhängte Ausgangssperre kann als Vorzeichen eines beispiellosen wirtschaftlichen Zusammenbruchs gedeutet werden. Durch die beinahe völlige Einstellung der Produktionsaktivitäten ist ein ganzes Geflecht von Kleinbetrieben und Geschäften bedroht: jene Infrastruktur also, die in guten wie in schlechten Zeiten den kleinen Leuten den Lebensunterhalt sichert. Ohne der apokalyptischen Versuchung zu erliegen, wollen wir einige Hinweise für eine mögliche Interpretation der neuen wirtschaftlichen, sozialen und geopolitischen Lage herausarbeiten.

Dieser Beitrag erschien zuerst im französischen Magazin éléments (Heft 184, Juni/Juli 2020, S. 32-35). Die Übersetzung besorgte Christa Nitsch.

1. Wie viele Unternehmen sind bankrott?

In einer seiner im Fernsehen übertragenen Ansprachen verkündete Emmanuel Macron, daß »kein Unternehmen dem Insolvenzrisiko ausgesetzt sein wird«. Das ist aber allenfalls ein frommer Wunsch. Auch wenn die angekündigten Maßnahmen (Kurzarbeit etc.) relativ großzügig sind, werden sie Hunderttausende von Betrieben, die so schon kaum über die Runden kommen, nicht retten können. Dies gilt um so mehr, als viele von ihnen selbst bei einer Wiedereröffnung ihr Umsatzniveau kaum erreichen dürften: Auch während der kommenden Monate werden viele Leute nur mit großen Vorbehalten ihre alten Geschäfte, Cafés etc. aufsuchen. Paradoxerweise könnten die Betriebe vorerst mehr Geld verlieren, wenn sie wieder öffnen, als wenn sie geschlossen blieben - einfach deshalb, weil sie dann Löhne auszahlen müßten, ohne den entsprechenden Umsatz zu erzielen. Außerdem kann man mit Sicherheit sagen, daß diese Krise massive Umverteilungseffekte zeitigen wird ... und zwar zugunsten der Großunternehmen. Die Regierung kann es sich aufgrund ihrer Ankündigung (vergessen wir die Prioritäten nicht!) nicht erlauben, Großunternehmen einfach fallen zu lassen, deren Insolvenz zu Schlagzeilen führen würde. Deshalb ist davon auszugehen, daß unverhältnismäßig viele kleine und mittlere Unternehmen, die keinen Zugang zum Rampenlicht der Massenmedien haben und, ihrem Schicksal überlassen, bereits seit Jahren dahindümpeln, aufgeben werden, ohne daß jemand groß Notiz davon nehmen wird. Ein sich lang hinziehender Tod hat für unsere politischen Entscheidungsträger den Vorteil, daß er geräuschlos verläuft ...

2. Eine Prämie für Familienunternehmen?

Paradoxerweise dürften sich im gegenwärtigen Debakel zahlreiche familiär geführte Betriebe und Gemeinschaftsunternehmen wohl am ehesten über Wasser halten. Wo sich Arbeitgeber und Arbeitnehmer persönlich kennen und die Zusammenarbeit zu schätzen wissen, können zeitweilig flexiblere Abmachungen getroffen werden (bezüglich Arbeitszeit, Arbeitsqualität, Urlaub etc.). In ähnlicher Weise rühren Solidarität und gemeinsame Interessen aus jenen langjährigen Beziehungen, die ein Unternehmen

zu Kunden und Lieferanten zu knüpfen wußte. Betriebe aber, die im Gegensatz dazu auf die unpersönliche Ausbeutung von Billiglohnarbeitern setzten, kommen jetzt nicht in den Genuß dieses »Sozialkapitals«, das allein imstande ist, die Beteiligten zur Rettung des Unternehmens zu mobilisieren. Zu große Unternehmen können sich überdies in einen äußerst kostspieligen juristischen Formalismus verstricken, der die Möglichkeiten einschränkt, in Krisenzeiten eine außergewöhnliche Handlungsstrategie in die Tat umzusetzen. Was diesen Punkt betrifft, so weisen die Wirtschaftswissenschaftler schon seit langem darauf hin, daß die formale Paragraphenreiterei (Vorschriften und Verträge) ein recht bruchstückhafter Ersatz ist für all den Reichtum an informellen Beziehungen, die innerhalb einer Familie oder einer Gemeinschaft existieren.

3. Kommt der Staatsbankrott?

Die Maßnahmen zur Unterstützung der Wirtschaft werden zu neuen Rekorden der Staatsverschuldung führen. Können Staaten folglich auch in Konkurs gehen? Von einigen wenigen Ausnahmen abgesehen, erscheint dies ganz und gar unwahrscheinlich, und zwar aus verschiedenen Gründen. Zunächst einmal sind Staatsschulden im Gegensatz zu Aktien die einzigen von der Quasitotalität der Bevölkerung gehaltenen Vermögensgegenstände. Zweitens hätte ein Staat, der seine Schulden nicht zurückzahlen würde, Schwierigkeiten, sofort wieder Kapital aufzunehmen – ein erheblicher Nachteil für Länder mit strukturellem Defizit. Das würde die Staaten dazu zwingen, die Ausgaben sofort und massiv zu beschneiden (in Frankreich ist seit 1974 kein einziges Budget im Gleichgewicht). Drittens ist die globale Nachfrage nach Staatsschulden groß, sie kommt hauptsächlich von Ländern wie China, wo der seit zwei Jahrzehnten akkumulierte beträchtliche Reichtum kaum Anlagemöglichkeiten findet. Die chinesischen Sparer sind geradezu versessen auf die relativ sicheren europäischen und amerikanischen Aktiva: Diese Nachfrage erklärt auch, warum die Zinssätze - sogar vor der Krise - auf einem historischen Tiefststand waren bei einem gleichzeitigen historischen Höchststand der Verschuldung. Schließlich werden die massiven Ankäufe von Staatsanleihen durch die Zentralbanken selbstverständlich den Kostenanstieg der Staatsschulden begrenzen. Deshalb werden wir mit einem dauerhaft höheren Verschuldungsniveau leben müssen.

4. Stürzen uns die Zentralbanken in die Hyperinflation?

Weitere zur Unterstützung der Wirtschaft eingesetzte Akteure sind die Zentralbanken, die ihrerseits außergewöhnliche Maßnahmen in Aussicht gestellt haben. So kündigte beispielsweise die Europäische Zentralbank (EZB) an, Anleihen im Umfang von 750 Milliarden Euro zu kaufen. Es gibt viele, die solche Anleihekäufe mit dem Anwerfen der »Notenpresse« gleichsetzen und deshalb eine Hyperinflation prognostizieren. Doch liegen die Dinge etwas komplizierter. Sicherlich werden diese kolossalen Summen ex nihilo geschaffen. Und dennoch handelt es sich um einen Mechanismus, der sich erheblich von der »Notenpresse« unterscheidet, denn diese Beträge werden genutzt, um Anleihen zu kaufen. Wenn also die EZB der Wirtschaft eine Liquiditätsspritze von 750 Milliarden Euro verabreicht, zieht sie doch gleichzeitig 750 Milliarden Euro an Anleihen ab. Die Geldmenge wird kaum verändert, und das Gespenst der Inflation ist in weiter Ferne. Dieser Mechanismus erklärt übrigens auch, warum die seit 2008/09 eingeführten vielfältigen Programme der »quantitativen Lockerung« (quantitative easing) trotz der beträchtlichen Summen, die in Umlauf gebracht wurden, keine Auswirkung auf die Inflation hatten. Was hingegen die Situation ändern könnte, wäre die Einführung von Geld ohne Gegenleistung, das direkt an die Haushalte ausgezahlt wird (helicopter money). Wir würden damit in die »Notenpressen«-Politik kippen – mit womöglich verheerenden Folgen.

5. Ist eine Zwangsabgabe auf Spareinlagen in Sicht?

Um die Krisenbewältigung zu finanzieren (sie wird notwendigerweise eine finanzielle Komponente haben, denn zahlreiche Unternehmen müssen die Zahlungen ihrer Bankschulden aussetzen), wird manchmal der Vorschlag einer Zwangsabgabe auf Spareinlagen ins Spiel gebracht. Es ist aber ausgesprochen unwahrscheinlich, daß man damit dem Übel generell beikom-

»Corona ist ein Virus mit hoher Ansteckungsgefahr, aber selektiver und relativ geringer Letalität (ohne Komorbiditäten). Doch um dem zu begegnen, haben wir die Welt zum Stillstand gebracht und die Bevölkerung unter Hausarrest ge-

Alain de Benoist: »Notes sur les débuts de l'ère covidienne«, in: éléments 184 (Juni/Juli 2020), S. 3-5.

men könnte. Zunächst einmal gibt es für Einlagen bis zu 100.000 Euro eine staatliche Garantie. Nur Guthaben über 100.000 Euro können geschröpft werden, wie der Zypern-Fall 2013 zeigt. Dies aber betrifft eine verschwindend kleine Anzahl von Personen, vor allem da die Garantie für jedes Konto gilt und nicht für die Gesamtersparnisse einer Person (jemand mit 200.000 Euro Spareinlagen kann auf Nummer Sicher gehen, wenn er bei zwei Banken Konten eröffnet). Wenn die Banken in großen Schwierigkeiten stecken, werden die Guthaben über 100.000 Euro allein es nicht erlauben, die Haushaltslöcher zu stopfen. Was aber die Spareinlagen unterhalb der 100.000-Euro-Grenze betrifft, würde ein solcher Eingriff so gefährliche soziale und politische Folgen zeitigen, daß sich die Regierungen wohl kaum dazu entschließen werden. Es liegt in ihrem Interesse, stets indirekte und weniger offensichtliche Mittel zu finden, um den Banken aufzuhelfen, sei es durch direkte (Subventionen, Rekapitalisierungsmaßnahmen) oder indirekte (laxe Geldpolitik) Hilfsleistungen. Um der Bankenret-



»Der Coronavirus ist aus dem Labor einer Globalisierung hervorgegangen, die selbst viral geworden ist. Die Globalisierung ist nicht für das Auftreten der Epidemie verantwortlich, aber für ihre Ausbreitungsgeschwindigkeit. Die rasche Zunahme infektiöser Epidemien ist auch die Folge unseres wachsenden Einflusses auf die natürliche Umwelt. Auf einem bereits überbevölkerten Planeten tragen Umweltverschmutzung, Verringerung der biologischen Vielfalt, Massentourismus, Handelsglobalisierung und umfassender Konsumismus einen Teil der Verantwortung. Die technologischkommerzielle Welt birgt in sich die Katastrophe, und Staaten, die durch sie ihre Souveränität verloren haben, sind von ihr ebenso abhängig wie die Alten, die an ihre Sterbeorte verbannt wurden.«

Alain de Benoist: »Notes sur les débuts de l'ère covidienne«.

tung willen die einzelnen Haushalte durch Steuern statt durch eine Sonderabgabe auf Spareinlagen zu schröpfen bedeutet für unsere Führungskräfte einen entscheidenden Vorteil – alles bleibt im Vagen.

6. Auf dem Weg zur Plünderung des Immobilienvermögens?

Um neue Geldquellen zu erschließen, ist also eine Erhöhung der Steuerlast am wahrscheinlichsten, wobei diese historisch gesehen für Friedenszeiten ohnehin beispiellos hoch ist. Die Wahl könnte vielleicht auf die fiskalische Plünderung der Immobilieneigentümer fallen. Solche Maßnahmen haben für unsere Führungskräfte mehrere Vorzüge. Zunächst einmal kann sich Immobilieneigentum im Gegensatz zum Kapital, das in Aktien und andere Finanzanlagen investiert wird, nicht ins Ausland verflüchtigen. Dieser »seßhafte« Charakter des Immobilieneigentums erklärt auch die Tatsache, daß es bereits besteuert wurde, insbesondere in der modernen Zeit, für die nicht mehr Grund und Boden Grundlage der sozialen Ordnung ist (wie in den traditionellen europäischen Gesellschaften), sondern Wertpapiere, die genuin »nomadisch« und ohne physischen Ort sind. Diese Bevorzugung des »nomadischen« Kapitals kommt überdies der dominanten Ideologie gerade zupaß, die bereits die Reform der Vermögenssteuer (frz. impôt sur la fortune, ISF) initiiert hatte, mit der nur noch die »unproduktiven« Immobilien, nicht aber die »produktiven« Wertpapiere belegt werden. Schließlich heißt Besteuerung des Immobilienvermögens dies: Dem kleinen Mann, für den sein Stück Land oft die einzige Verankerung bedeutet, wird das Rückgrat gebrochen - solche Besteuerung soll ihn entwurzeln, ihn leichter in Bewegung setzen und pauperisierte Nomaden- und Migrantenmassen schaffen, beweglicher selbst im eigenen Land und eher dazu bereit, billige »Gelegenheiten«, da, wo sie sich bieten, zu ergreifen.

7. Neue soziale Unruhen?

Entgegen den Unkenrufen jener Propheten, die bereits neue apokalyptische Rettungspakete für Staat und Banken kommen sehen, erscheint es wahrscheinlicher, daß sich die Lage allmählich normalisieren wird, wiewohl am Rande - und ohne daß dies jemand zur Sprache brächte - die Übel, an denen das Frankreich der Unterklasse krankt, zunehmen werden: etwas mehr an abstrakten Abgaben, etwas weniger an öffentlichen Dienstleistungen, noch mehr von den sich selbst überlassenen, stummen Peripherien.

Daß halbherzige Maßnahmen nichts bringen, stellt für unsere blutleeren Regierungen kein Problem dar: Ihr Ziel ist ja beileibe nicht, irgend etwas aufzubauen - sie wollen nur andauern. Noch ein Weilchen überdauern, indem sie die Verwerfungen in der Gesellschaft noch ein Weilchen länger verschweigen. Solche Logik prallt jedoch gegen einige unvorhergesehene Ereignisse, wie etwa die Bewegung der Gelbwesten. Im Prinzip dürfte



»Was derzeit stirbt, ist die Idee eines globalen Dorfes, das von ewigen Nomaden bewohnt wird. Was stirbt, ist die Idee, daß eine Gesellschaft auf der alleinigen Grundlage des Handelsvertrags funktionieren kann, und daß die menschliche Ordnung funktionieren würde aufgrund der rein technischen Regulierung von Strömen aller Art. Was indes zurückkommt, ist die Idee eines Primats des Gemeinsamen. Eine Lehre der damit verbundenen Rückkehr von Grenzen besagt nun: Wenn man sich zu lange weigert, Türen zu haben, fährt man gegen die Wand.«

Alain de Benoist: »Notes sur les débuts de l'ère covidienne«.

die jetzige Krise die Ungleichgewichte nur verschärfen und zukünftigen Unruhen Nahrung geben. Wann werden sie ausbrechen? Niemand weiß es. Aber es schwelt im Untergrund. Unseren politischen Führern bleibt allein die Hoffnung, daß es der Coronavirus-Psychose gelungen sein könnte, den Nachbar dem Nachbarn verdächtig zu machen und eine Phobie vor Menschenansammlungen zu schaffen.

8. Relokalisierung der Großkonzerne?

Ein weiterer Skandal ist in Sicht: Zahlreiche Unternehmen, die seit drei Jahrzehnten ihre Produktion massiv ins Ausland verlagert haben, stehen im Begriff, staatliche Hilfsgelder einzustreichen. Solche Unternehmen sind im Zeitalter der Globalisierung die Kehrseite der illegalen Einwanderung: Profite werden erzielt, indem man die nationalen Vorschriften und Fiskallasten umgeht, und Verluste werden ausgebügelt, indem man seinen Herkunftsstaat um Hilfe angeht. Ein Beispiel gefällig? Renault. Dessen Produktionsstandorte wurden hauptsächlich nach Osteuropa und Nordafrika ausgelagert, und der Sitz der Allianz mit Nissan befindet sich in den Niederlanden.

Die aktuelle Lage bietet nun den Staaten die einmalige Gelegenheit, das Heft wieder in die Hand zu nehmen, indem sie den Unternehmen Hilfsleistungen nur unter der Bedingung einer Relokalisierung der industriellen Aktivitäten gewähren. Solche Entscheidungen zu treffen setzt aber einen klaren politischen Willen und großen Mut voraus. Wenn einige Unternehmensgruppen eine Relokalisierung ihrer Aktivitäten erwägen sollten, so tun sie das wohl kaum unter politischem Druck, sondern weil sie sich schlicht und einfach eingestehen, wie anfällig zu lange, zu fragmentierte und zu globalisierte Produktionsketten sind. Wenn die Einzelteile, die man zur Herstellung eines Produktes braucht, aus 150 verschiedenen Ländern stammen, und man keinen Vorrat angelegt hat (zu teuer), zwingt jede noch so winzige Störung des Welthandels zu einem Einstellen der Produktion. Diese »systemische« Anfälligkeit ist die erste Lehre, die die Großkonzerne aus der Krise ziehen werden.

9. Wird sich die Ent-Globalisierung durchsetzen?

Die Coronakrise ist ein Produkt der Globalisierung: der weltweiten Güterund Personenverschiebungen, der Produktionsauslagerung strategischer Güter (90 Prozent der Medikamente werden in China hergestellt). Doch wäre es illusorisch zu glauben, daß sich die Ent-Globalisierung »auf natürliche Weise« durchsetzen wird. Eine solche kann nur von Dauer sein, wenn sie die Frucht eines politischen Willens ist, der sich sowohl den kapitalistischen Interessen (die, nachdem sie erschüttert wurden, bald wieder nach neuen Mitteln der weltweiten Profitmaximierung suchen werden) als auch den imperialistischen Gelüsten der im Aufstieg begriffenen Großmächte zu widersetzen vermag. Jene, die glauben, eine Relokalisierung der Aktivitäten könne auf natürlichem Wege erfolgen, verdeutlichen lediglich die aktuelle Schwäche unserer Zivilisation: Wir wünschen etwas, haben aber weder den politischen Willen noch den Mut, es zu verwirklichen. Uns wäre lieb, wenn alles laut- und reibungslos verliefe, ohne daß wir etwas zu sagen oder zu tun brauchten – dies läuft aber schlechterdings immer auf ein »Laisser-faire«, also Nachlässigkeit hinaus.

Die große Lektion aus der Coronakrise ist diese: Mächtig sind vor allem die zu einem politischen Willen fähigen Völker. Angesichts eines geschwächten Europas liegt China jegliche Absicht zur Ent-Globalisierung fern: China besitzt den Ehrgeiz, uns mit seiner stetig wachsenden Warenflut zu überschwemmen - und zwar nicht nur mit Plastikschnickschnack, sondern gerade auch mit strategischen Gütern.

10. Auf dem Weg zu einem neuen chinesischen Imperialismus?

China ist, politisch gesehen, der große Gewinner der Coronakrise. Seine Entscheidungsträger beweisen Festigkeit, Entschlossenheit und strategisches Kalkül – wie dies etwa die medizinischen Hilfslieferungen an Italien zeigen. All diese Qualitäten fehlen Europa, und die Vereinigten Staaten kennen oft nur noch ihre karikaturistischen Varianten. Europa ist in seine ökonomischen und finanziellen Probleme heillos verstrickt und von seinem Legalismus und der Ideologie der Menschenrechte gelähmt. China könnte von dieser Anfälligkeit Europas profitieren, um weitere Vorstöße zu unternehmen: von den technologischen und industriellen Aushängeschildern Besitz ergreifen, zur Revision der Handelsabkommen nötigen usw.

Zwar wird der amerikanische Imperialismus nicht so leicht zugrunde gehen, doch schrumpfen ihm allmählich die zur Erreichung seiner ehrgeizigen Ziele nötigen Mittel, während China über sie in wachsendem Maße verfügt. Ein Imperialismus könnte also den anderen ersetzen – dies zumindest scheint Xi Jinpings Absicht zu sein. Sich ihr zu widersetzen wird immer komplizierter. Angesichts dieser Tatsache wird die Frage nach dem politischen Willen ausschlaggebend: Kann es zu einem Aufwachen kommen, ja zur Einsicht überhaupt, daß das chinesische Modell den traditionellen europäischen Werten nicht minder fremd ist als das amerikanische?

11. Eine Wiederkehr des Protektionismus?

Selbst wenn heute der politische Wille in Europa fehlt, könnte sich dennoch auf etwas unerwartete Weise eine Wiederkehr des Protektionismus anbahnen. Tatsächlich ergibt sich aus dem Beitritt zu den Freihandelsabkommen das von den Ökonomen so genannte »Koordinierungsproblem«: Ein Land wird nur dann zustimmen wollen, wenn auch andere Länder es tun. Umgekehrt will kein Land die Grenzen weit offen lassen, wenn die Grenzen aller übrigen Länder geschlossen sind. Eine solche Struktur ist grundsätzlich instabil: Wenn ein oder zwei große Länder dem Freihandel den Rükken kehren, reagieren die anderen, indem sie ihre Grenzen schließen, wodurch möglicherweise ein »Schneeballeffekt« ausgelöst wird, der von einem allgemeinen System offener Grenzen zur allgemeinen Einführung der Grenzen führt. Der Übergang vom Zustand einer großen Handelsoffenheit zur Schließung der Grenzen ist etwas Unvorhergesehenes, und kann recht schnell eintreten ... oder eben auch niemals.

»Der Zusammenbruch des »symbolischen Kapitals (Pierre Legendre) ging dem Zusammenbruch der Immunbarrieren mit vergleichbarer Wirkung voraus. Wir sind seit zwei Iahrhunderten auf dieselbe schädliche Ideologie beschränkt, und es gibt dementsprechend viele Dinge, gegen die es an der Zeit wäre, sich impfen zu lassen. In Zukunft wird es ia weitere Epidemien geben. Es ist nicht ausgeschlossen, daß sie viel vernichtender sind.«

Alain de Benoist: »Notes sur les débuts de l'ère covidienne«.

Corona-Pandemie, De-Globalisierung und Rückkehr der Nation

von Jan Moldenhauer

Seit dem Ausbruch der Weltfinanzkrise im Jahre 2008 befindet sich die ökonomische Globalisierung - also die Intensivierung, Beschleunigung und geographische Ausdehnung weltweiter Menschen-, Waren- und Finanzströme - in der Krise. Die seit einigen Jahren vorherrschenden De-Globalisierungstendenzen werden durch die Corona-Pandemie und ihre politischen, wirtschaftlichen, sozialen und gesellschaftlichen Folgewirkungen wie durch ein Brennglas gebündelt, offengelegt und weiter verschärft.

Erster Krisenakt: Verbreitung des Corona-Virus - Bei der lauffeuerartigen Verbreitung des Corona-Virus rund um den Globus handelt es sich unstreitig um eine direkte Folge globaler Reise- und Migrationsbewegungen. Nach dem Ausbruch der Pest in der zentralchinesischen Provinz Hubei im Jahre 1320 vergingen 28 Jahre, bis der Krankheitserreger die chinesische Küste und schließlich - durch den damaligen Übersee- bzw. Karawanenhandel entlang der Seidenstraße – Italien und andere Teile Europas erreichte und mit aller Wucht erfaßte. Nach dem Ausbruch des neuartigen Corona-Virus in der Großstadt Wuhan - und damit wiederum in der Provinz Hubei – dauerte es nicht mehr 28 Jahre, sondern nur noch einige Wochen, bis der Krankheitserreger Europa und andere Weltregionen erreichte. Wenn nicht Ursprung des Virus, so doch primäre Ursache der Corona-Pandemie ist also die mit der ökonomischen Globalisierung einhergehende weltweite Entgrenzung des Personenverkehrs. Dementsprechend ist dem Globalisierungsforscher Ulrich Menzel zufolge »ins öffentliche Bewusstsein gedrungen, dass die Pandemie auch ein Ausdruck von Globalisierung ist. All das hat den Globalisierungskurs radikal delegitimiert.«

Zweiter Krisenakt: zusammenbrechende Lieferketten und Produktionsprozesse – Bei räumlich und zeitlich entgrenzten sowie nach dem » Just in Time«-Prinzip organisierten Lieferketten, die der Minimierung von Lagerkosten zwecks Gewinnmaximierung dienen, und bei Produktionsprozessen für Vor-, Zwischen- und Endprodukte, die nach dem Prinzip der Vertikalen Spezialisierung global aufgesplittet sind, handelt es sich um die Achillesferse der Handelsglobalisierung. Bereits geringfügige Störungen können zu drastischen Versorgungsengpässen führen und Produktionsprozesse lahmlegen. Eben jene Schwachstelle wurde durch die grassierende Corona-Pandemie und damit verbundene weltweite Lieferkettenzusammenbrüche und Produktionsausfälle schonungslos offengelegt.

Die direkten Folgen dieser Entwicklung und damit verbundener Dominoeffekte sind Massenentlassungen, der Zusammenbruch des Welthandels und eine globale Rezession historischen Ausmaßes. Dabei trifft ein weltweiter Angebotsschock (aufgrund von Produktionseinbrüchen, Ladenschließungen und anderem) auf einen weltweiten Nachfrageschock (unter anderem aufgrund von Ausgangsbeschränkungen und einbrechendem Konsumklima). Erst rückblickend wird sich das gesamte Ausmaß

ökonomischer Verwerfungen auf globaler Ebene, innerhalb der EU sowie der BRD exakt bemessen lassen, vor allem, weil es sich um eine Rechnung mit zahlreichen Variablen und Unbekannten handelt. Bei Erreichen eines Kipppunktes (»Tipping Point«) werden die Wirtschaftssysteme zudem nicht mehr proportional, sondern chaotisch auf sich verändernde Variablen und Wechselwirkungen reagieren, so daß es in der Folge nicht mehr zu linearen, sondern zu nicht-linearen Systemreaktionen kommen wird.

Dritter Krisenakt: Verschärfung der Weltfinanzkrise – Der globalkonjunkturelle Einbruch infolge der Pandemie wird nicht ohne Auswirkungen auf die seit 2008 schwelende Weltfinanzkrise bleiben. Die – sich bereits auf historischen Höchstständen befindliche – weltweite Verschuldung von Privathaushalten, Unternehmen, Kommunen, Bundesländern/-staaten und Nationalstaaten wird sich in den kommenden Jahren drastisch erhöhen. Weltweit werden Privathaushalte und Unternehmen Kredite nicht mehr bedienen können, das Kreditausfallrisiko für Banken wird dementsprechend steigen, zahlreiche Banken werden (weiter) in Schieflage geraten. Ein Wiederaufflammen der ungelösten Euro- und Verschuldungskrise in der EU rückt somit in den Bereich des Wahrscheinlichen.

Ölförderländer könnten ebenfalls in finanzielle Schieflage geraten. Am 20. April 2020 sackte der Ölpreis für die Referenzmarke Western Texas Intermediate – infolge einer dramatisch einbrechenden Nachfrage und ansteigender Öllagerbestände – auf minus 38 Dollar (!) ab und fiel somit auf ein Allzeittief. Der Preis für die Referenzmarke Brent fiel analog dazu auf 18 Dollar – ein für viele Ölförderländer zu geringer Preis, um davon auf lange Sicht den jeweiligen Staatshaushalt bestreiten zu können.

Diesmal springt die Krise nicht – wie in den Weltfinanzkrisenjahren 2008/2009 – von den Finanzmärkten auf die Realwirtschaft über, sondern von der Realwirtschaft auf die Finanzmärkte. Zur Stabilisierung nehmen zahlreiche Notenbanken Zinssenkungen vor, kaufen (Schrott-)Anleihen auf, fluten die Finanzmärkte mit Billionensummen und erhöhen somit im Ergebnis die im Umlauf befindliche Liquiditätsmenge. Hinzu kommen die bereits erwähnten Rettungsprogramme auf nationaler aber auch auf supranationaler Ebene. In der Folge wird – nach deflationären Tendenzen zu Krisenbeginn – die Gefahr inflationärer Tendenzen signifikant zunehmen.

Die soeben beschriebenen ökonomischen Folgewirkungen der Pandemie sind geeignet, die De-Globalisierungstendenzen voriger Jahre zu verstärken. »Sehr wohl«, schreibt der ehemalige Wirtschaftsweise Bert Rürup, »dürfte dieses Virus aber den vor zehn Jahren einsetzenden schleichenden Trend zur De-Globalisierung beschleunigen – und in naher Zukunft womöglich als ein neuer Wendepunkt in der Wirtschaftsgeschichte bezeichnet werden.«

Ulrich Menzel erkennt in der Corona-Krise »die finale Entzauberung der Globalisierung« und bezeichnet sie als »Tropfen, der das Fass der Globalisierungskritik zum Überlaufen gebracht hat. Er ist nur das letzte Glied einer ganzen Kette von Anlässen, die die große Erzählung vom Segen der Globalisierung radikal in Frage stellen.« In diesem Kontext nennt er u.a. die fortdauernde Weltfinanzkrise und die Völkerwanderung gen Europa mit Hauptzielpunkt Deutschland. Menzel zufolge »verschmelzen« diese Ereignisse »zu einem Amalgam, für das in all seinen Facetten die Globalisierung verantwortlich gemacht wird. Auf den Punkt gebracht wird es durch Bilder, die Flüchtlinge mit Gesichtsmasken zeigen – aus Angst vor Corona. Und so ganz nebenbei lassen sich durch geschlossene Grenzen nicht nur Viren, sondern auch Flüchtlinge abweisen.« Der Politikwissenschaftler resümiert, daß die Pandemie nicht nur als Auslöser einer weltweiten und tiefgreifenden Weltwirtschaftsrezession in die Geschichte eingehen werde, »sondern auch als der Punkt, an dem das Rad der Globalisierung wieder ein Stück zurückgedreht wurde.« Und weiter: »Gerade erleben wir dank Corona: Man muss nicht jeden Preis zahlen, den die Globalisierung verlangt. Es gibt ein Zurück, was auch immer das bedeutet.«

Letztlich manifestiert sich in der Globalisierungskrise auch eine System-bzw. Kapitalismuskrise. »Jede ›Deglobalisierung‹«, schreibt die linke Wirtschaftsjournalistin Ulrike Herrmann, »wäre eine Revolution. Selbst ein ›behutsamer Rückbau‹ würde den Kapitalismus zum Einsturz bringen. Die Globalisierung ist nämlich kein bedauerlicher Irrweg, sondern der

»Tipping Points zeichnen sich dadurch aus, dass bei ihrem Erreichen das System nicht mehr proportional auf Änderungen reagiert. Ökonomien bewegen sich innerhalb eines engen Bandes relativer Stabilität. Innerhalb dieses Bandes sind Koniunkturschwankungen und andere Schocks möglich, die Funktionsprinzipien bleiben aber die gleichen und sorgen für neue Gleichgewichte innerhalb des Systems. Außerhalb dieses Bandes reagiert aber auch dieses System chaotisch.«

Zentrum für Transformation der Bundeswehr – Dezernat Zukunftsanalyse: Peak Oil. Sicherheitspolitische Implikationen knapper Ressourcen, Strausberg 2010.

Kern des Kapitalismus, wie schon Marx und Engels erkannten. « Darum sei die Welt »zur Globalisierung verdammt«. Hier werden die Grundzüge einer links-liberalen Metaideologie - also einer gemeinsamen Interessenlage von Linksliberalen und Neoliberalen - erkennbar, deren Kernelement in der lagerübergreifenden Befürwortung einer totalen Entgrenzungspolitik besteht. Befürchtet wird indes eine mit der De-Globalisierung einhergehende »Konservative Revolution«. In diesem Zusammenhang stellt sich die Frage, welche Kernziele vor dem Hintergrund des nun eingetretenen Ernstfalls von nationalkonservativen (vor-)politischen Kräften in Deutschland verfolgt werden sollten.

I. Kernziel: Festung Europa und nationale Grenzkontrollen – Die Corona-Krise zeigt, daß europäische Außengrenzen und nationale Grenzen wirksam geschützt werden können, wenn der politische Wille dazu vorhanden ist. Im Zuge der Wiedereinführung nationaler Grenzkontrollen zur Eindämmung des Virus kam die illegale Zuwanderung nach Deutschland praktisch zum Erliegen. In gesundheitspolitischer Hinsicht gilt es, das deutsche Volk nicht nur vor der Einschleppung des Corona-Virus, sondern auch vor anderen seit 2015 durch illegale Zuwanderer vermehrt eingeschleppte Krankheiten wie beispielsweise Tuberkulose zu schützen.

Aus diesem Grunde muß das in Deutschland vorherrschende neoliberale Ökonomieprimat – demgemäß es sich bei illegalen Zuwanderern um eine lohndrückende Reservearmee des Kapitals handelt – durch ein konservatives Gesundheits-, Sicherheits- und Identitätsprimat ersetzt werden, wobei sich letztgenannte Prioritätensetzungen und ökonomische Prosperität keinesfalls wechselseitig ausschließen. Einer Studie des Ifo-Instituts zufolge wären »die ökonomischen Konsequenzen einer Wiedereinführung von Personenkontrollen an den Binnengrenzen im Schengenraum« für Deutschland mit Folgekosten in Höhe von fünf bis 15 Milliarden Euro per annum ȟberschaubar«.

II. Kernziel: Regionalisierung von Wirtschaftskreisläufen – Globalisierungsbefürworter preisen die angeblichen Vorzüge der weltweiten Aufsplittung von Liefer-, Wertschöpfungsketten und Produktionsprozessen. Sie verweisen auf Lohnkostenvorteile durch Produktionsverlagerungen in Niedriglohn- bzw. Schwellenländer, die zu niedrigen Produktionskosten und Endpreisen beitragen sollen.

Dabei sind Lohnkosten sowie kostentreibende Umweltauflagen in sich in einem Industrialisierungsprozeß befindlichen – Schwellenländern wie China im Laufe vergangener Jahre sukzessive gestiegen bzw. angehoben worden. Des weiteren haben Automatisierungs- und Digitalisierungstendenzen dazu beigetragen, daß die Kostenunterschiede von Produktionsstandorten zunehmend weniger ins Gewicht fallen. Die Folge: Man kann eher schon mal dort produzieren, wo die Produkte am Ende auch verkauft werden. Abgesehen davon gehen steigende Lohn- bzw. Produktionskosten - beispielsweise durch eine Regionalisierung bzw. Re-Nationalisierung von Produktionsprozessen - stets mit Produktivitäts-, Qualitäts- und Innovationsanreizen einher, wodurch die internationale Wettbewerbsfähigkeit von industrialisierten Volkswirtschaften wie der deutschen letztlich gestärkt wird.

»Seit einiger Zeit«, schreibt der Ökonom Henrik Müller, »nehmen die Beschränkungen des internationalen Handels wieder zu. Regierungen erklären Branche um Branche für strategisch relevant, also schützenswert. [...] Die Coronakrise lenkt nun den Blick auf immer weitere Wirtschaftszweige, wo das alte Konzept der nationalen Selbstversorgung wieder zum Maßstab werden könnte.« Wir halten fest: Sofern der politische Wille dazu vorhanden ist, ist es mithilfe eines selektiven Protektionismus durchaus möglich, die Regionalisierung oder Renationalisierung von Lieferketten sowie die Renationalisierung der Produktion von Gütern und Dienstleistungen der nationalen Sicherheit zu gewährleisten und wirtschaftliche Konzentrationsprozesse zugunsten von Großkonzernen zu verhindern.

III. Kernziel: Rückkehr der Nation – Die Institutionen der Europäischen Union versagen im Umgang mit der Corona-Krise - wie bereits beim Umgang mit Weltfinanz-, Euro- und »Flüchtlingskrise« – dramatisch. Erneut zeigt sich, wie wichtig funktionierende nationale Strukturen - beispiel-

»Heute hat die weltweite Integration des Kapitals die nationalen Produktionssysteme zerspringen lassen und ihre Umstrukturierung als Segmente eines weltweiten Produktionssystems eingeleitet. Die verschiedenen Bestandteile der Produktion zerstreuen sich nunmehr in einem räumlichen Rahmen, der vom geographischen Ursprung des Unternehmens entfernt und manchmal sogar von seiner finanziellen Kontrolle unabhängig ist. Die Erzeugnisse schließen technologische Bestandteile so unterschiedlicher Herkunft ein, daß der spezifische Beitrag jeder Nation und die Nationalität der in die Warenproduktion eingesetzten Arbeitsleistung nicht mehr zu erkennen sind.«

Alain de Benoist: Schöne vernetzte Welt. Eine Antwort auf die Globalisierung, Hohenrain 2001.

weise ein vergleichsweise funktionales nationales Gesundheitssystem sind, wenn der Ernstfall eintritt und supranationale Institutionen wie die EU und die WHO heillos überfordert sind. Die von globalistischen Eliten geschaffene EU fungierte in vergangenen Jahren als Triebrad innereuropäischer Globalisierung. Nun stehen die EU-Architekten vor dem Scherbenhaufen eines kollabierenden Kolosses, der stets auf tönernen Füßen stand. Wenn die EU-Institutionen beim Eintreten und der Bewältigung jedweder krisenhaften Entwicklung grandios scheitern, welche Existenzberechtigung haben sie dann noch? Diese Frage stellen sich immer mehr Bürger in den EU-Mitgliedsstaaten. Sie fordern eine Rückbesinnung auf das Prinzip der Nationalstaatlichkeit und damit ein Primat des Nationalen über das Supranationale.



Welche Ansätze gibt es schon? Eine stabile Querfrontbildung zwischen (alt-)linken und (neu-)rechten De-Globalisierungsbefürwortern zur Verfolgung der zuvor formulierten Zielstellungen erscheint gegenwärtig zumindest aus deutscher Perspektive - reichlich unwahrscheinlich. Unabhängig davon konstatiert Ulrich Menzel, daß das neoliberale Globalisierungskonzept – ob freiwillig oder unfreiwillig, sei dahingestellt – nunmehr mittels einer politischen Zangenbewegung angegriffen wird: »Ironischerweise wird die große Erzählung der Globalisierung derzeit sowohl von ihren vermeintlichen Gewinnern wie von ihren Verlierern massiv in Frage gestellt: durch das kosmopolitische Milieu mit seiner Kritik an den Konsequenzen der Globalisierung für die Umwelt und durch das populistische Milieu mit der Kritik an Deindustrialisierung, Migration und kulturellem Wandel. Manifest wird dies nun durch Corona. [...] Damit geraten die Protagonisten des neoliberalen Paradigmas von zwei Seiten in die Defensive - und werden tendenziell zur Minderheit. Wenn aber der globalisierungskritische Diskurs von kosmopolitischer wie von populistischer Seite weiter an Zuspruch gewinnt, dann schwindet auch die Bereitschaft der Politik, die Mittel, Regeln und Institutionen zu unterhalten, die den Rahmen für die Globalisierung setzen. So haben Trump und Gleichgesinnte derzeit leichtes Spiel. Denn ohne Global Governance verliert auch die Globalisierung selbst an Durchschlagskraft.«

Ob die Corona-Pandemie tatsächlich - wie von der englischen Zeitschrift The Times suggeriert - »die Totenglocke für die Globalisierung läuten läßt« und ob das Läuten dieser Glocke auch das Ende des Euro, der Europäischen Union und die Wiederauferstehung des Nationalen in Europa bedeutet, wird die stets ergebnisoffene Zukunft erweisen. Daß es sich bei der Corona-Krise um einen weiteren Nagel im Sarg der ökonomischen Globalisierung handelt, und daß durch sie bereits seit einigen Jahren wirkmächtige entschleunigende De-Globalisierungsprozesse weiter beschleunigt werden, steht hingegen fest.

Literaturhinweise:

Martin Greive: »Ifo-Prognose: Massenzuwanderung ist viel teurer als Grenzkontrollen«, in: Die Welt vom 10. März 2016;

Ulrike Herrmann: »Coronavirus und Weltwirtschaft - Zur Globalisierung verdammt«, in: taz vom 9. März 2020;

Ulrich Menzel: »Der Corona-Schock – Die finale Entzauberung der Globalisierung«, in: Blätter für deutsche und internationale Politik 4/2020;

Henrik Müller: »Wirtschaftliche Folgen der Corona-Pandemie - Die Welt nach der Krise«, in: Der Spiegel vom 12. April 2020;

Bert Rürup: »Das Coronavirus wird die Deglobalisierung beschleunigen«, in: Handelsblatt vom 11. März

Claudia Schmucker: »Corona-Pandemie und die Folgen für die Weltwirtschaft«, in: Deutsche Gesellschaft für Auswärtige Politik vom 12. März 2020;

Christian Schütte: »Globalisierung durch Coronavirus in Gefahr - Das Geschäft der Schwellenländer kollabiert«, in: Manager Magazin vom 6. April 2020.



Solidarischer Patriotismus – ein Umriß

von Benedikt Kaiser

Krisen – uns steht grade eine ins Haus! – werden durch ökonomische Turbulenzen und den Wandel der Arbeitswelt intensiviert, soziale und ethnokulturelle Konflikte werden zunehmen. Man muß gewappnet sein - sowohl für Auseinandersetzungen innerhalb des eigenen Lagers als auch mit dem vielgestaltigen Gegner, insbesondere aber für die Bekämpfung sozialer Verwerfungen und ihrer Folgen.

Der Vorschlag lautet, diese Auseinandersetzungen unter dem Leitbegriff »Solidarischer Patriotismus« zu führen. Er enthält die wichtigsten Pole einer arbeitsfähigen politischen Rechten: Solidarität als »Einbezogenheit in ein soziales Geschehen«, für das man als Teil der Gemeinschaft Verantwortung trägt, im Sinne einer »Verpflichtung fürs Ganze« (Heinz Bude); Patriotismus »als gemeinwohlorientierte Haltung und Handlung«, als Bekenntnis zum Eigenen, das man verteidigen möchte. Beide Formen bedingen einander.

Der Solidarische Patriotismus ist nun ein Angebot an vernunftbegabte und gemeinwohlorientierte Kräfte aller Seiten. Er integriert als »rechter« Ansatz auch »linke« Elemente, wo es nötig erscheint. Es folgen 15 Standpunkte, die Eckpfeiler des Solidarischen Patriotismus umreißen.

Die Bezugnahme auf eine relative ethnische Homogenität ist eine rechte Konstante des Solidarischen Patriotismus, weil ihm die Erkenntnis zu eigen ist, daß die »Bereitschaft zum solidarischen Handeln« entscheidend »von der wechselseitigen Vertrautheit und einem historisch gewachsenen Zusammengehörigkeitsgefühl« abhängt. Dieses zeigt sich »aber in sehr heterogenen Gesellschaften schwächer entwickelt«, wie Dirk Jörke betont. Konkret auf die soziale Frage gemünzt, beruht der von Generationen Deutscher erkämpfte Sozialstaat »in seinem Kern auf Solidarität und Vertrauen innerhalb eines politisch begrenzten, genau definierten Raums«, weshalb er letztlich »ein Club mit definierter Mitgliedschaft« sein muß. Rolf Peter Sieferles Axiom heißt im Klartext: Masseneinwanderung und Sozialstaat sind auf Dauer unvereinbar; die Befürwortung einer relativen ethnischen Homogenität und die Absage an forcierte Zuwanderung ergeben sich als logische Folgen.

Die Bezugnahme auf eine relative soziale Homogenität ist eine 🔼 🛮 »linke« Konstante des Solidarischen Patriotismus, deren Wurzeln tatsächlich im gleichen Maße im preußisch-deutschen Urkonservatismus liegen. Für diesen war die Linie Rodbertus-Schmoller-Wagner-Spengler-Sombart-Sieferle prägend, doch heute scheint sie durch die anhaltende Liberalisierung der Rechten verlustig gegangen. Dabei gilt es, sich auf sie zu beziehen und die zeitlosen unter ihren Erkenntnissen neu zu erschließen: Einkommens- und Vermögensunterschiede dürfen ein gesundes Maß nicht überschreiten und müssen an reale Unterschiede bei erbrachter Leistung gekoppelt sein. Solidarischer Patriotismus weist Arbeit, Pflichterfüllung

Dieser Beitrag entspricht einer stark gekürzten und überarbeiteten Fassung eines Buchkapitels, das im Grundlagenband Solidarischer Patriotismus. Die soziale Frage von rechts (Schnellroda 2020) enthalten ist. Vorbestellungen über antaios.de.

»Ohne Gemeinsinn kein Gemeinwohl. Ohne Solidarität der Bürger keine Bestandsgarantie von republikanischer Freiheit. Ohne Patriotismus keine Patria.

Volker Kronenberg: »Solidarischer Patriotismus heute – Zur Aktualität einer republikanischen Tugend«, S. 91.

»Mit Kapitalismus meine ich nicht eine sinnvolle Marktwirtschaft, die in einer erneuerten Volkswirtschaft ihren wichtigen Platz haben wird, sondern die einseitige Dominanz und Extremisierung eines Produktionsfaktors - des Kapitals – unter Vereinnahmung der beiden anderen: Arbeit und Boden, Man kann dieses System mit der Formel zusammenfassen: Geld regiert die Welt!«

Björn Höcke im Gespräch mit Sebastian Hennig: Nie zweimal in denselben Fluß, Lüdinghausen u. Berlin 2018, S. 250.

und Streben nach dauerhafter Bedürfnisbefriedigung der Gesellschaft wieder einen höheren Rang zu als kapitalistischem Profitstreben und der unablässigen Bedürfnisweckung in der Gesellschaft. Dieser Standpunkt richtet sich zwangsläufig gegen die finanzpolitische Praxis, wonach mühelose Einkommen weniger besteuert werden als geleistete Arbeit - zum Nachteil der absoluten Mehrheit des Volkes. Daher muß dort, wo möglich, der Grundsatz gelten: Geld ist gewährter Beleg für erbrachte Arbeit und hat reellen Wert, wenn hinter ihm eine angemessene Arbeitsleistung steht. Das anzustrebende Primat der Politik gegenüber der Wirtschaft versetzt letztere wieder in die ihr zugedachte Stellung, die sie in den jüngsten Stadien des Kapitalismus triumphierend verlassen konnte.

»Relative Homogenität« heißt in beiden Fällen nicht Gleichma-3. cherei. Die Forderung nach einer *relativen* Gleichheit im Ethnokulturellen und im Sozialen bedeutet, daß die Unterschiede, die Menschen voneinander trennen, nicht so kraß werden dürfen, daß sie das tragende Fundament der Gesellschaft unterminieren und brüchig werden lassen. Ansonsten werden innere und soziale Sicherheit künftig bedrohter denn je. Wer ungehemmte Multikulturalisierung praktiziert (und damit die relative ethnische Homogenität zerstört), macht die Gesellschaft brutaler, kälter, gefährlicher – und bedroht die innere Sicherheit. Wer indes »einen Raubtierkapitalismus nach angelsächsischem Vorbild anstrebt« (und damit die relative soziale Homogenität zerstört), sollte »wissen, daß er dann auch mehr Einbrüche, mehr Überfälle und mehr Gewaltdelikte bekommt, und daß das Leben der Menschen nicht nur sozial, sondern generell immer weniger sicher ist«, wovor Sahra Wagenknecht hiermit warnt.

Innere und soziale Sicherheit sind die beiden Grundpfeiler stabiler Ordnung. Eine politische Rechte, die *Law-and-order*-Modelle der Marke WerteUnion goutiert, kann innere Sicherheit als ihr Steckenpferd verbuchen, überläßt hingegen linken Kräften die soziale Sicherheit. Eine politische Linke, die glaubt, sie könne soziale Sicherheit herstellen, ohne einen handlungsfähigen und von seinen Bürgern anerkannten »Vater Staat« zu affirmieren, überläßt ihrem liberalkonservativen Kompagnon die innere Sicherheit. Der Solidarische Patriotismus erkennt - beiden Polen kritisch gegenüberstehend - den wesensgemäßen Zusammenhang zwischen sozialer und innerer Sicherheit an. Er strebt nach gesellschaftlichen Verhältnissen, in denen Vereinzelungstendenzen vorgebeugt wird, während Vertrauenszusammenhänge gestärkt und andauernde Spaltungstendenzen des Landes aufgrund sozialer und identitärer Friktionen von unten, durch neubelebte Gemeinschaften, und von oben, durch einen verbesserten Staat, eingehegt werden.

Ein gesellschaftlich-produktiver Umbau des Staates im Solidarischen Patriotismus setzt eine Politikkehre voraus, die den »industriell-politischen Komplex« auflöst, »in dem politische und wirtschaftliche Macht zu einer interessenkonformen, neuen Elite verschmelzen«, wie Thilo Bode konstatiert. Das ist unsozial, antinational, apolitisch. Es geht auch hier um die Erneuerung politischer Hoheit gegenüber den raumgreifenden und alles kontaminierenden wirtschaftlichen Prinzipien. Den Staat aus der Umklammerung des Kapitals zu befreien und die abstrakte Souveränität des Volkes konkret sicherzustellen, das ist ein Generationenprojekt. Der Staat ist im Solidarischen Patriotismus dabei weder allmächtiges Fetischobjekt noch »Moloch«, sondern die bewußte und höchste Organisationsform eines Volkes.

Daß der Staat einen schlechten Leumund auch unter vielen Kon-6 • servativen und Rechten besitzt, liegt an heutigen Mißständen. Man denke an Milliardenausgaben zur Bewältigung der Einwanderung, Experimente wie »Gendermainstreaming« samt Alimentierung entsprechender »Forschung« oder millionenschwere Darbringungen für antifaschistische Strukturen als »Demokratieförderung«. Jenseits dieser zu tilgenden Mängel wird deutlich, daß der Staat oftmals wahrgenommen wird, wo er kritikwürdige Zustände fördert oder wo er nicht präsent scheint, weil er sich zurückzieht (die geschlossene Bibliothek vor Ort, die eingestellte

»Der Staat, so wurde und wird immer wieder entgegnet, solle doch besser nicht jede Einzelheit regeln. Aber was der Staat nicht regelt, regeln andere. Der Irrtum der Staatsängstlichen besteht in der Annahme, daß, wo der Staat nicht ist. die Freiheit sein müsse. In Wirklichkeit sind dort die Böcke, die dort die Gärtner sind.«

Peter Hacks: »Ascher gegen Jahn«, in: Werke, Bd. 14, Berlin 2003, S. 338.

Nahverkehrsverbindung etc.). Entsprechende Konstellationen kommen zu den ohnehin bereits geballt auftretenden Entfremdungsprozessen innerhalb der Gesellschaft (unter den Schichten, unter den hier lebenden Nationalitäten, von Deutschland als übergeordnetem Verbund usw.) hinzu: Das Gemeinwesen wird nicht mehr respektiert. Und dies ist ein Grund, wieso heutzutage viele Konservative und Rechte anfällig für libertäre Propaganda sind: Sie projizieren konkrete Kritik an konkret benennbaren Akteuren auf den »Staat an sich«. Erik Lehnert verweist demgegenüber auf die »Idee des Staates«, die heute, im wirtschaftsdominierten Parteienstaat, ins Gegenteil verkehrt werde. An Carl Schmitt geschult, definiert Lehnert den Staat als »Gemeinschaft, die nach innen für Frieden unter ihren Mitgliedern sorgt (auch den sozialen Frieden) und nach außen diesen inneren Frieden verteidigt«.

Ein solcher Staat wird es sein, der in einem zu verwirklichenden Solidarischen Patriotismus die Rahmenbedingungen für alternative Politik und Wirtschaft im Zeichen einer solidarischen Leistungsgemeinschaft setzt. Leitlinien sind u.a. folgende:

- Schlüsselindustrien und -bereiche gehören in öffentliche Hand und werden dem Profitstreben entzogen;
- freies Spiel der freien Kräfte dort, wo möglich Grenzsetzung durch staatspolitische Intervention, wo nötig;
- Begünstigung kleinerer und mittlerer Unternehmen bei Entflechtung der monopolistischen Strukturen;
- Gewähr freier Konkurrenz in privatwirtschaftlicher Regie in festgesetztem, aber je nach Situation variablem Rahmen;
- Erziehung zur Selbständigkeit statt zur Abhängigkeit;
- ein Primat der Nähe, also der regionalen Wirtschaftskreisläufe als Vorbedingung eines »nachbarschaftlichen Wirtschaftens«.

Solidarischer Patriotismus als Markenkern der sozialen Frage von rechts benötigt keine kleinen Kurskorrekturen, sondern ein fundamentales Umdenken. Der schrittweise Neuaufbau ist, mit Hans-Joachim Schoeps prognostiziert, »eine harte Sachaufgabe, die gute Situationskenntnis, unabhängiges Denken und scharfen Blick für das jeweils politisch Mögliche erfordert«. Erforderlich ist weiterhin ein Resonanzraum, eine Musterregion, in der entsprechende Denkmuster und Vorstellungswelten heranwachsen können.

Ostdeutschland bieidt der Hohnungsamer werte vorstellungen. Nun wäre es falsch, »Ost« und »West« als monoli-Ostdeutschland bleibt der Hoffnungsanker alternativer Politikthische Blöcke zu verstehen: Die alten wie die neuen Bundesländer sind in sich heterogen. Ungeachtet dieser Einschränkung ist Thorsten Hinz' Bestandsaufnahme zutreffend, wonach sich im Westen über Jahrzehnte Ideologiebausteine reproduzieren konnten, die einen ergebnisoffenen Umgang etwa mit Zuwanderung und Identität erschweren. Im Osten der Republik ist das anders. Hier bleibt, um beim Reizthema Migration zu bleiben, die Weigerung präsent, die Folgen einer originär westlerischen Einwanderungspraxis mitzutragen. Doch Ost-West-Unterschiedlichkeit geht indessen über Zuwanderungsdifferenzen hinaus. Die AfD als Wahlformation einer Mosaik-Rechten nimmt diese Rolle etwa fast ausnahmslos im Osten ein, wo ein konstruktives Ineinandergreifen parlamentarischer und außerparlamentarischer Akteure überwiegt und Landtagswahlergebnisse von über 20 Prozent die Regel sind. Im Westen sieht es bei beiden Aspekten schlechter aus: Die Rolle als Teil eines nonkonformen Lagers wird aus einer immanenten Biederkeit heraus abgelehnt. Man versteht sich als Korrektiv der »Mitte« um Union und FDP. Und bei Wahlen sorgen bereits neun oder zehn Prozent für Erstaunen. Der Osten tickt anders.

Die 2015er-Problemkonstellation ist die Referenz für das politisch 9 • Und medial deutlich gewordene Entstehen des ostdeutschen Sonderweges, für die neue Hoffnung, die politische Akteure in diesen Raum projizieren, gewiß auch für die neue Angst, die Establishment und linke Ränder mit »Dunkeldeutschland« verbinden. Diese aufgefrischte Skep-

»Durch seine Autorität, sein Versprechen von Gerechtigkeit und seine Daseinsvorsorge gibt er der Schicksalsgemeinschaft eines Volkes die Form, in der sich jedes Mitglied wiederfindet. (...) Ohne Staat gibt es keine Kultur, kein in Form gebrachtes Volk und auch keinen schaffenden Einzelnen.«

Erik Lehnert: »Die Idee des Staates«, in: sezession.de vom 28. April 2015.

sis gegenüber dem Osten weist tiefliegende Gründe auf, sie ist angelegt in nachhallenden Setzungen der Sieger des Zweiten Weltkriegs samt Reeducation der Westdeutschen nach 1945 und vielen ihrer Begriffsverwendungen, welche sich noch heute aus dem Kalten Krieg und aus USamerikanischen Denkweisen speisen, die man – auch in der AfD – als die eigenen mißdeutet.

Die Politik dieser »Umerziehung« ist als das erfolgreichste mentalitätspsychologische Experiment anzusehen. Die forcierte Entfremdung der Westdeutschen von ihrer eigenen Geschichte und Denkweise, die zu katastrophalem »Nationalmasochismus« (Armin Mohler) führte, ermöglichte es ihnen jedoch, sich nach einer Orientierungsphase als Sieger zu fühlen: wenn sie künftig westkonform denken und handeln würden, fremde Positionen und Interessen nachahmten. Entscheidend ist, daß man sich diese moralisch wohltuende und materiell profitable Attitüde, so Hans-Joachim Arndt, nur »auf Kosten des realistischen Lageverständnisses« aneignen durfte. Dieses implementierte und selbstreproduzierte Bewußtsein (Umerziehung vor Selbstumerziehung) wurde zur zweiten Haut der Menschen. Kommt es dazu, daß unerwünschte Begriffe und Positionen die zweite Haut durchstechen, sanktionieren Behörden wie der Verfassungsschutz bereits dieses Hinterfragen als Abweichung von der freiheitlichen demokratischen Grundordnung. Der Umbau des deutschen Denkens und Handelns ist in den alten Bundesländern gelungen. Die erneute Subjektwerdung Deutschlands sukzessiv einzufordern oder zumindest als Option mitzudenken dürfte den heutigen Ostdeutschen zukommen.

Was die Angehörigen des ostdeutschen Teilvolkes seit 1990 mehr und mehr vereint, ist die retrospektive Abwertungserfahrung: Empfundene Erniedrigung, Benachteiligung und Verhöhnung aufgrund eines nach der Einheit zirkulierenden Wohlstandschauvinismus erzeugten langlebiges Protestpotential. Steffen Mau trägt in seinem Panorama ostdeutscher Transformationsprozesse zudem Umfragen zusammen, die das Gemeinschaftliche der Ostdeutschen akzentuieren. Demzufolge vermissen die Ostdeutschen in ihrer überwältigenden Mehrheit heute verlorengegangenen solidarischen Zusammenhalt, sozialpolitisches Engagement und Vollbeschäftigung. 75 Prozent der Ostdeutschen sehen sogar in der sozialistischen Ordnung eine gute, aber falsch ausgeführte Idee (im Westen: 45 Prozent) - womit sie aller Wahrscheinlichkeit nach nicht die Stasi- und Überwachungstendenzen meinen, die heute als zu exekutierende Politische Korrektheit und Trennung zwischen privater und öffentlicher Meinung ihre modernisierte Renaissance feiern.

Diese idealtypisch skizzierten Linien können von einer Kraft genutzt werden, die sich als Interessenvertretung jener Millionen nichtrepräsentierter Ostdeutscher begreift, die noch den Willen besitzen, am politischen Subjektzustand festzuhalten. Eine damit einhergehende weltanschauliche und strategische Ostorientierung der Rechten darf nicht mit einer Aufgabe des Westens verwechselt werden. Aber erstens muß eine realistische Lageanalyse die Frage des möglichen Empfängers politischer Botschaften beinhalten. Zweitens gibt es auch im »Westen« ein »Osten«, gibt es auch in den »alten Bundesländern« soziale und nationale Verwerfungen, die fruchtbar gemacht werden können – spätestens dann, wenn die sich abzeichnende Krise der systemrelevanten Automobilindustrie auch Baden-Württemberg, Niedersachsen oder Bayern treffen wird. Das Laboratorium Ostdeutschland wäre hierbei ein vorausgehender »Verdichtungsraum« (Steffen Mau) mannigfaltiger Probleme - sowohl immateriellen als auch materiellen Charakters -, in dem die politische Rechte auf engem Gebiet und unter 12,5 Millionen Deutschen jene kulturellen, politischen und mentalitätsspezifischen Restbedingungen fände, die für ihre Wiederbelebung im Zeichen von Solidarität und Identität nötig wären.

Eines der praktischen Ergebnisse, das sich aus diesen Thesen ergäbe, ist die Forcierung eines ostdeutschen Regionalismus, der als Ziel erweiterte föderale Gestaltungsräume für die neuen Bundesländer auf kulturellen, medialen, bildungs- und sicherheitspolitischen Feldern

»Die Ostdeutschen wiederum wurden von der Landnahme des bundesrepublikanischen Gesellschaftsmodells in die Rolle der passiven Beobachter gedrängt. (...) Zwar gab es den breiten elektoralen Willen, die Einheit zu realisieren, doch der Einigungsvertrag kam einer bedingungslosen Kapitulation gleich.«

Steffen Mau: Lütten-Klein. Leben in der ostdeutschen Transformationsgesellschaft, S. 135.

»Wie sollte sich derzeit eine Opposition gegen das herrschende System formieren, wenn nicht nicht-links?«

Holger Fuß: Vielleicht will die SPD gar nicht, daß es sie gibt. Über das Ende einer Volkspartei, München 2019, S. 131.

benennt. Wenn es gelänge, in ostdeutschen Modellregionen eine »Wende im kleinen« herbeizuführen – über ein effektives Zusammenspiel der Mosaik-Rechten inner- und außerhalb des Parlaments samt erstmaliger Koalitionspolitik, in der die AfD mit bald erreichten »30 Prozent plus« den Seniorpartner verkörpern müßte -, dann könnte durch die einsetzende Polarisierung ein Dominoeffekt eintreten. Fest steht: 30 Prozent der Wählerstimmen in Sachsen und in Thüringen sind mehr wert als zehn Prozent in Nordrhein-Westfalen und Rheinland-Pfalz, auch wenn dort mehr Menschen leben. Denn mit 30 Prozent plus kann man einerseits sein Bundesland erheblich gestalten und andererseits auch im Bundesrat Aufsehen erregen, indem man – beispielsweise – eine Rundfunkgebührenanhebung verhindert und sich als widerständige Sperrminorität wider das falsche Ganze erprobt.

Die politische Rechte stellt die letzte verbliebene Oppositions-14. kraft dar. Die Linke, gerade im Osten bis vor wenigen Jahren eine Protest-Volkspartei, hat ihre diesbezügliche Funktion verloren und wurde durch den Kampf gegen rechts anerkannter Teil der feinen bundesrepublikanischen Gesellschaft. Wie unter Hypnose stiert die Linke dabei auf ein rot-rot-grünes Bündnis auf Bundesebene. Auch jenes »R2G« würde durch »die große Wirtschaft« im übrigen nicht verhindert, sondern man könnte sich für die »offene Gesellschaft« arrangieren, wohingegen das Kapital nachdrücklich »gegen rechts« steht. Der Solidarische Patriotismus stellt sich aber nicht aus Trotz gegen die größten Kapitalfraktionen und ihre Lobbyisten, sondern aus weltanschaulicher Überzeugung, weil er die Kongruenz ideologischer Versatzstücke zwischen Markt- und Linksradikalen nicht erträgt. Just diese Allianz, die den verfassungsmaßgeblichen Souverän zerstreut, prekarisiert oder auflöst, wirft dabei ihren Gegnern, die diese Kumpanei als volksfernes Handeln denunzieren, »Verfassungsfeindlichkeit« vor.

Der Solidarische Patriotismus bekennt sich zu der im Grund-Der Solidarische Fautousinus bekehnt eine gesetz (GG) verankerten Sozialpflichtigkeit des Eigentums (also dessen gesetzlicher Bindung an das Wohl der Allgemeinheit) und erinnert daran, daß das GG für wirtschaftliche Änderungen, sofern Grundrechte gewahrt bleiben, offenbleibt. Nicht vereinbar mit einer am Volk und seinen souveränen Rechten orientierten Verfassung ist hingegen »Marktfundamentalismus«, womit ironischerweise der »gemäßigte« und marktradikale Interessenverbund verfassungswidrig erscheint. Der Marktfundamentalismus mit seiner Anbetung wirtschaftlicher Vertragsfreiheit setzt wie radikale Linke, nur aus anderen Beweggründen – nichtvertragliche, organische Prinzipien von Verwandtschaft, Familie und Volk außer Kraft, »da sie Treue und Ergebenheit des einzelnen verlangten und damit seine Freiheit einschränkten« (Karl Polanyi). Der Solidarische Patriotismus negiert hierbei nicht die zwingenden Notwendigkeiten des Vermittlers und Wertschöpfers »Markt« bei der Ausgestaltung der Antworten auf soziale Fragen, sondern weist ihm seinen Platz zu. Er ist damit nicht »antikapitalistisch« in einem vulgärmarxistischen Sinne, sondern geht darüber hinaus, weil er die vorherrschende Produktionsweise und die immanente Denklogik als gegnerisch zu allem begreift, was ihm erhaltenswert gilt - Familie, Tradition, Volk, Nation, Staat. Der Solidarische Patriotismus verteidigt diese Bestände, kämpft dafür, sie weiterzuentwickeln, und strebt nach einer gehegten und gelenkten sozialen Marktwirtschaft im Zeichen einer solidarischen Leistungsgemeinschaft.

Abzuwarten, was an gesellschaftlichen Widersprüchen kommen und uns einen Neubeginn nahezulegen oder sogar aufzuzwingen vermag, ist keine Alternative. Der Entwurf eines Solidarischen Patriotismus muß vorbereitend ausgearbeitet und offensiv vertreten werden, zuversichtlich und selbstbewußt: »Für kleine Ziele springt niemand ins Feuer«, wußte Friedrich Naumann. Dieses Selbstbewußtsein gilt es zu verbreiten und dort in Partei- und Vorfeldstrukturen zu verankern, wo es bereits jetzt möglich ist. Der Solidarische Patriotismus ist die naheliegende, an der Lebensnormalität orientierte und folgerichtige Antwort auf die soziale Frage in Deutschland: gestern, heute und morgen.

Literaturhinweise:

Hans-Joachim Arndt: Die Besiegten von 1945. Versuch einer Politologie für Deutsche samt Würdigung der Politikwissenschaft in der Bundesrepublik Deutschland, Berlin 1978;

Thilo Bode: Die Diktatur der Konzerne. Wie globale Unternehmen uns schaden und die Demokratie zerstören, Frankfurt a.M. 2018;

Heinz Bude: Solidarität. Die Zukunft einer großen Idee, München 2019;

Thorsten Hinz: »Der lange Weg nach Osten«, in: Cato 1/2018, S. 7-10;

Dirk Jörke: Die Größe der Demokratie. Über die räumliche Dimension von Herrschaft und Partizipation, Berlin 2019;

Volker Kronenberg: »Solidarischer Patriotismus heute - Zur Aktualität einer republikanischen Tugend«, in: Hans Zehetmair (Hrsg.): Zukunft braucht Konservative, Freiburg u.a. 2009, S. 79-91;

Steffen Mau: Lütten-Klein. Leben in der ostdeutschen Transformationsgesellschaft, Berlin 22019;

Karl Polanyi: The Great Transformation, Politische und ökonomische Ursprünge von Gesellschaften und Wirtschaftssystemen (1944), 17. Aufl., Frankfurt a.M. 2017;

Rolf Peter Sieferle: Das Migrationsproblem. Über die Unvereinbarkeit von Sozialstaat und Masseneinwanderung, Waltrop u. Berlin 2017:

Hans-Joachim Schoeps: Üb' immer Treu und Redlichkeit. Preußen in Geschichte und Gegenwart, Düsseldorf 1978;

Sahra Wagenknecht: Couragiert gegen den Strom. Über Goethe, die Macht und die Zukunft, Frankfurt a.M. 2017.

Abstand von Hegel

von Caroline Sommerfeld

Vor fünfzig Jahren gab der große Bewahrer des Konservatismus Gerd-Klaus Kaltenbrunner im Freiburger Rombach-Verlag einen Sammelband mit dem Titel Hegel und die Folgen (1970) heraus. Zeittypisch drehte sich so manches um den Linkshegelianismus und Hegels marxistisches Erbe im Ostblock und in der damaligen »Neuen Linken«. Doch irgendwie wollten seine Beiträger selbst nach erfolgter Entmarxifizierung Hegel nicht rehabilitieren. Was hielt sie so auf Abstand? Es hätte doch nahegelegen, daß Konservative sich auf Hegel rückbeziehen: Er war es gewesen, der den preußischen Staat als den nach dem Durchgang durch die Weltgeschichte in Deutschland zu sich selbst gekommenen Weltgeist sah. Er war es gewesen, der mit seinen Tübinger Stiftskollegen Hölderlin, Fichte und Schelling ein letztes Mal den Deutschen Idealismus als heroischen Versuch, den entfremdeten modernen Menschen mit seinem Ursprung zu versöhnen, in die Welt gesetzt hatte. Er war es gewesen, der die »Sittlichkeit der Sitte« dem Kantschen Universalismus entgegengesetzt hatte. Und er war es gewesen, der das Christentum mit dem vernünftigen Denken wieder zusammenführen wollte.

Liegt es also tatsächlich an Marx' Umsetzung der Hegelschen Philosophie in die kommunistische Doktrin, daß Konservative Hegel nicht über den Weg trauen? Armin Mohler hat diesen Vorbehalt konsequent durchgedacht: »konservativ« zu sein bedeutet für ihn, wieder Anschluß an ein Denken zu suchen, dem zufolge Geschichte nicht linear, also fortschrittlich und auf Erlösung ausgerichtet, verläuft, sondern die »ewige Wiederkehr des Gleichen« erkenne. Mohlers Verständnis der »Konservativen Revolution« zielt darauf, das lineare christliche Geschichtsbild zu sprengen, auch in seiner säkularen Erscheinung, dem Liberalismus. Auf den Schultern von Nietzsche stehend, dekretiert Mohler: Geschichtsphilosophie gibt es nicht! Auch Odo Marquard formulierte 1973 fulminant seine Schwierigkeiten mit der Geschichtsphilosophie: Die Philosophen hätten die Welt nur verschieden verändert, es komme darauf an, sie zu verschonen.

Können wir Heutigen also Hegel endgültig in den Sack stopfen und zubinden? Selbst wenn wir es täten - der Teufel würde sich wieder freistrampeln und uns ins Genick springen. »Den Teufel spürt das Völkchen nie // und wenn er sie beim Kragen hätte« läßt Goethe den Mephisto zu Faust sagen. Soll heißen: Hegels Philosophie wirkt in der Geschichte, gerade wenn und weil sie oftmals kein direkt erkennbares Programm irgendwelcher Akteure ist. Es ist mithin wichtig, die Spuren rückzuverfolgen und zu schauen, was genau an Hegels Philosophie es ist, das Eric Voegelin gar von seiner »dämonischen Verlogenheit« hat sprechen lassen. Ich nehme bei meiner Spurensuche diejenigen mit, die wissen wollen, wo die labile Grenze von aufrichtigem philosophischen Streben nach höherem Bewußtsein und dessen manipulativ herbeiphilosophierter Illusion verlaufen könnte.

»Ein Verdacht schafft sich Gründe« (Boris Groys). Wenn ich mit Manipulationsverdacht an einen Denker herantrete, werde ich ihn auch als

»Und so wurde der Deutsche Idealismus zu jenem >Geheimkabinett«, auf dessen Dach die Flagge der Vernunft und der Aufklärung wehte, während im Innern ein Mystagoge seiner Nation eine Chloroformmaske übers Gesicht warf und das betäubte Obiekt dem Sadismus der Herrscher auslieferte«.

Hugo Ball: Zur Kritik der deutschen Intelligenz, 1919. Truggeist vorfinden. Um dem Bestätigungsfehler zuvorzukommen, griff ich also zu einem von mir geschätzten christlichen Autor, der in Hegels Denken ein »ehrliches Ringen nach Wahrheit und Klarheit« sieht. Der russische Philosoph Iwan Iljin hält in seiner Philosophie Hegels als kontemplative Gotteslehre (1946) den Manipulationsverdacht für eine Anfänger-Denkblockade. Wer Hegel verstehen wolle, müsse bereit sein, den »niederen Gesichtspunkt« der konkreten Wirklichkeit hinter sich zu lassen und sich auf ein radikal anderes »spekulatives Schauen« der wahren Wirklichkeit einzulassen – um »>hegelisch zu denken und das von Hegel Gemeinte richtig und selbständig zu gewahren«. Die dualistische Zerrissenheit und Entfremdung von der wirklichen Welt, unter der der moderne Mensch mit seinem »unglücklichen Bewußtsein« (Hegel) leide, könne und müsse allein durch das Denken selbst vollständig überwunden werden. Der Speer, der die Wunde schlug, kann sie heilen. Nur muß das Denken dazu völlig umgebaut werden. Darum, so Hegel in seiner Logik, »ist es die erste Aufgabe der Philosophie, das Wesen dieses niedrigen Gesichtspunkts zu enthüllen und zu überwinden, von ihm loskommen heißt aus dem unaufgeschlossenen Reich der Finsternis treten, die Fesseln der Endlichkeit und der Verdammnis abwerfen und den Weg der Läuterung durch das Feuer des Denkens betreten.« Verlaßt die Welt und folgt mir nach ...

Mein Verdacht Hegel gegenüber wurde durch Iljin nur größer. Selbst wenn dieser nach der Initiation in den »Weg der Läuterung« für sich reklamiert, kein Hegelianer geworden zu sein und die »Brille« dieses Denkens jederzeit wieder abnehmen zu können, setzt eine solche Einweihungszumutung kritisches Denken matt.

Es bleibt also wenig anderes übrig, als Hegel genauer zu beleuchten. Da es den Rahmen dieses Beitrags bei weitem sprengen würde, und außerdem weiter weg statt näher hin zur genannten Problematik führen würde, unterlasse ich die Darstellung von Hegels Phänomenologie des Geistes (1807), der Wissenschaft der Logik (1812–1816), seiner Enzyklopädie (1817) sowie seiner Vorlesungen zur Geschichte (gehalten 1805/06-1830) und der Vorlesungen über die Philosophie der Religion (gehalten 1821-1831). Der Vorteil des Systemdenkers ist es, daß alles mit allem zusammenhängt, und wenn man einen Gedanken genauer betrachtet, man alle anderen um die Ecke hervorlugen sieht. Aus diesem Grunde dürfte es weitaus sinnvoller sein, sich zwei Grundbegriffe Hegels vorzunehmen, nämlich »Geist« und »Geschichte«. Meine Schlußfolgerung daraus wird sein, daß Hegel ein »politischer Gnostiker« (Eric Voegelin) ist, was stärker gegen Hegel als gegen die Gnosis spricht.

1. Geist – Hegels Phänomenologie des Geistes erzählt gewissermaßen die Biographie Gottes in der Welt: der Geist, der sich in der »mannigfaltigen« (ein bei den Deutschen Idealisten ausgesprochen beliebtes Attribut) Natur zeigt, kommt im Menschen zu bewußtem Ausdruck. »Geist« ist das, was sich stets und ständig auszudrücken sucht - in Materie, Formen und beseeltem Lebendigen. Der Mensch ist das Vehikel, mittels dessen der kosmische Geist schließlich seinen Ausdruck zur Vollendung bringt. Denn der Mensch kommt eben dadurch erst zur Vollendung, daß er sich als Vehikel ebendieses umfassenden Geistes begreift, faßt der Hegelianer Charles Taylor (Hegel, dt. 1978) diese Wechselseitigkeit zusammen. Beiderseitige Vollendung also.

In der Hegelforschung fiel an diesem mit bezwingender Logik hergeleiteten Ineinanderaufgehen auf: Haben wir es nicht eigentlich mit zwei Geistbegriffen zu tun, einem theologischen und einem anthropologischen? Auf der Menschenseite objektiviert sich das Subjektive nach und nach sowohl in der Menschheitsgeschichte als auch in jeder Lebensgeschichte: Von ihren frühesten Entwicklungsstufen über die Hochkulturen, die Antike usw. wird die Menschheit immer selbstbewußter, bis dieses Selbstbewußtsein in der seinerzeitigen Gegenwart kulminiert. Das Individuum vollzieht diese Geschichtsentwicklung ebenfalls nach: Es entwickelt bis zum Erwachsenenalter immer mehr Ichbewußtsein (»Subjektivität«), zu der als höchste Stufe die religöse Reflexion (das »Zusichselbstkommen«) gehören muß. Dies ist der zweite Geistbegriff, der anthropologische.

Und nun die Verknüpfung: »Gott soll ich mich gemäß machen; dies ist meine, die menschliche Arbeit. Dieselbe Arbeit ist Gottes von seiner Seite; er bewegt sich zum Menschen und ist durch Aufhebung des Men-

»Lieber Gott, nimm es hin, daß ich was Besond'res bin // Und gib ruhig einmal zu, daß ich klüger bin als du. // Preise künftig meinen Namen, denn sonst setzt es etwas. Amen.«

Robert Gernhardt: Gesammelte Gedichte 1954-2006, Frankfurt a.M. 2008, S. 616.

schen; was als mein Tun erscheint, ist Gottes Tun und umgekehrt Gott nur durch meine Tätigkeit.« (Hegel, Enzyklopädie) Der deutsche Mystiker Angelus Silesius hatte einen ganz ähnlichen Zauber formuliert: »Ich weiß, daß ohne mich Gott nicht ein Nu leben kann, // werd ich zunicht, muß er vor Not den Geist aufgeben«. In der Einleitung zu den Vorlesungen zur Geschichte der Philosophie kommt Hegel zu dem Schluß: »Was das Denken sucht, ist vollbracht: eine versöhnte Welt, eine göttliche Welt, die realisierte geistige Welt, das Reich Gottes auf Erden.« Der Gegenaufklärer Franz von Baader nannte dies eine »gottesleugnerische Vorstellung«, zu glauben, Gott erlange erst im Menschen sein vollkommenes Dasein. Karl Albert bezeichnete Hegels Philosophie dagegen als »Gottesdienst« (Vom Mythos zum Logos, 1983). Die ausgesprochene Absicht der Hegelschen Vorlesungen sei nämlich, »Gott zu erkennen«. »Menschliche Vernunft«, mithin ein anthropologischer Begriff, den Hegel »subjektiv-konkret« nennt, soll Gott durch Hervorbringung von einander überwindenden -»dialektischen« – Begriffen erkennen, und zwar an seinem geschichtlichen Wirken, und ihn dadurch mit seiner Schöpfung am Ende versöhnen. Was für ein gigantisches Programm!



Hegel, Stahlstich von Lazarus Sichling.

Martin Puder, einer der Beiträger des Kaltenbrunner-Bandes, zeigt, daß Hegel mit der Hilfe eines weiteren Wortspiels ebendiese Bewegung in die Welt- und Heilsgeschichte bringt: »offenbar« (= das der Vernunft Einsichtige) und »geoffenbart« (= das von einer höheren Macht Verkündete und der Vernunft Inkommensurable). Durch das Wortspiel »sollen zwei extrem entgegengesetzte Gottesbegriffe gezwungen werden, ineinander umzuschlagen«. Das hat Folgen, und nicht geringe. Hegels gesamte Philosophie läuft auf den Gedanken zu, daß Widersprüche, die durch das Denken erkannt werden, deshalb erkannt werden können, weil sie real sind - weil es sie in der Geschichte wirklich gibt, weil ihre von Hegel »dialektisch« genannte Aufhebung tatsächlich passiert. Weil der Geist sich sukzessive verwirklicht (Offenbarung), muß dieser Prozeß nur noch vom Menschen eingesehen (ihm offenbar) werden. Der Geist wird in einem notwendigen Prozeß Wirklichkeit, und wir können dabei zugucken!

dann, was ihm zu denken beliebt / wenigstens ist er nimmer geengt durch fesselnde Schranken ...« Karl Marx, Epigramm auf

Hegel, 1837.

»Worte lehr' ich, gemischt

in dämonisch verwirrtem

Getriebe / jeder denke sich

2. Geschichte - Der Wiener Philosoph Ernst Topitsch bemerkte, daß sowohl sattsam bekannterweise Karl Marx und die marxistisch-leninistischen Theoretiker und Staatenlenker, als auch beispielsweise der NS-Rechtsphilosoph Julius Binder sahen, wie hervorragend sich diese Denkformen für die eigenen Absichten und Zwecke gebrauchen ließen: »Wir müssen den Staat begreifen als Wirklichkeit des Geistes und können ihn

dann begreifen als Wirklichkeit der Freiheit« (Binder 1935, Der Idealismus als Grundlage der Staatsphilosophie).

Sobald die in einem bestimmten Lande zu einer bestimmten Zeit an der Macht Befindlichen sich anschicken, ihre eigene bestehende Herrschaftsordnung als einen Schritt in einem notwendigen Prozeß zu deuten, und die nach der Macht Strebenden sich auf die nämliche Weise als Akteure der Geschichte verstehen, schlägt die Dialektik des Geschichtsverlaufs in Manipulation der Zukunft um.

Der konservative Philosoph Hermann Lübbe stimmt Topitschs Kritik zu, hält aber Hegels Geschichtsphilosophie nicht für eine Theorie, aus der sich überhaupt akut politische Praxis begründen und legitimieren ließe. Wenn also konkrete historische Gestalten ihren Hegel zur Hand nehmen, um ihren eigenen Ort in der Geschichte zu legitimieren, verfehlen sie dessen Grundgedanken, so Lübbe, und ernennen sich selbst zu »Geschichtsplanverwaltern«: Die Berufung auf den nach Herkunft und Zukunft angeblich durchschauten Gang der Geschichte gehöre zu den wichtigsten ideologischen Herrschaftsmitteln. Wer aus erfolgreich prätendierter Kenntnis des weltgeschichtlichen Ziels der Menschheit seine Politik zu begründen vermöge, habe ideologisch jegliches Recht auf seine Seite gebracht: »Er ist in der Lage, in der Feinderklärung des Gegners diesen zum Menschheitsfeind zu erklären.«

In der Online-Ausgabe des Nachrichtenmagazins Focus las man im Mai dieses Jahres einen Gastbeitrag des Autors Bill Gates. Darin warb dieser für einen Impfstoff zur Bekämpfung künftiger Grippepandemien. Die Schlußpassage seines Beitrags im Lichte meiner bisherigen Befunde zu hegelianischem Geschichtsmanagement zu lesen könnte aufschlußreich sein.

»Die Geschichte folgt keinem festgelegten Kurs. Die Menschen entscheiden, welche Richtung sie einschlagen wollen, und können auch falsch abbiegen. Die Jahre nach 2021 mögen den Jahren nach 1945 ähneln. Die beste Analogie für heute könnte aber der 10. November 1942 sein. Großbritannien hatte gerade seinen ersten Landsieg des Krieges errungen, und Winston Churchill erklärte in einer Rede: Dies ist nicht das Ende. Es ist noch nicht einmal der Anfang vom Ende. Aber vielleicht ist es das Ende des Anfangs«.«

Gates hatte im Vorspann dieses Zitats den Staaten der Welt verheißen oder angedroht, daß sie »aus der Geschichte lernen« und in Zukunft an Seuchen-Planspielen teilnehmen, die Durchimpfung der Weltbevölkerung finanzieren, nicht einmal die »isolationistischste Regierung« außen vor lassen und sich global auf einen Biowaffenangriff vorbereiten sollten. Zuerst suggeriert er nun die völlige Offenheit des Geschichtsverlaufs, dementiert also vorauseilend jeden möglichen Einwand gegen etwaige Planungsabsichten. Dem gegenwärtigen historischen Ereignis (Coronapandemie) und den offenkundig nur auf bestimmte Weise historisch richtigen (»die Menschen können auch falsch abbiegen«) Entscheidungen wird sodann ihr weltgeschichtlicher Ort bestimmt. Für Lübbe ist solche »permanente Epochalisierung« ein typisches Motiv totalitärer Ideologen. Wenn Gates den neuen Menschheitsfeind in perfekter Analogie zum Kriegsgegner Nazideutschland, den zu überwinden erst der Beginn einer neuen bis heute andauernden Epoche der Freiheit gewesen sein soll, bestimmt, indem er »das Virus« und potentielle historisch leider falsch abbiegende »Virusleugner« miteinander identifiziert, macht er sich selbst zum – fast grotesk offensichtlichen – Sachwalter der Vorsehung.

Es ist nicht anzunehmen, daß Bill Gates Hegelleser ist. Er ist allerdings wie alle Angehörigen der globalen Elite vertraut mit dem Arsenal metapolitischer Methoden des Geschichtsmanagements. Rudolf Steiner hat in einem Vortrag 1920 bemerkt: »Hegels Philosophie ist in einer gewissen Weise der Grundnerv der Geheimlehre des Westens«. Steiner hatte den amerikanischen Elite-Orden Skull and Bones vor Augen, kannte aber auch die Fabianisten, die Eugenic Society (die 1945 umbenannt wurde in Planned Parenthood und der Bill Gates' Vater vorstand) und eine Anzahl einflußreicher okkulter Vereinigungen des fin de siècle in Großbritannien und den USA, deren Geistlehren später ins New Age und in den Transhumanismus mündeten. Hegels Idee, daß die Welt nichts anderes sei als eine Emanation von Gedanken, und auch nur durch Gedanken erfaßt und beherrscht werden könne, wollte Marx handfest auf die Füße stellen.

»Nur wer die Zukunft herbeizuführen berufen und gewillt ist, kann die konkrete Wirklichkeit der Gegenwart sehen.«

Georg Lukács: Geschichte und Klassenbewußtsein, Neuwied/Berlin 1968, S. 392.

»History tells us that we definitely get surprised in the next few years.«

Dr. Anthony Fauci, ehemaliger Direktor des National Institute of Allergy and Infectuous Diseases, Hofimmunologe Präsident Trumps.

Die amerikanischen Okkultisten hielten sich womöglich fein zurück, weil sie wußten, daß man mit diesem Gedanken viel besser die Weltgeschichte managen könnte als durch offenen Klassenkampf. Die Revolution, so schrieb der Historiker Jacob Burckhardt weise, hätte nämlich »nur dann ein Recht, wenn sie unbewußt und unbeschworen aus der Erde steigt«. Es ist freilich möglich, das bewußte Heraufbeschwören im Unbewußten der Öffentlichkeit zu lassen.

Der britische Historiker Anthony Sutton veröffentlichte in den 1980er Jahren eine Reihe von Publikationen über Skull and Bones und behauptete darin unter anderem: »Die operative Geschichte des Ordens kann nur verstanden werden im Rahmen der Hegelianischen Dialektik. Das ist ganz einfach die Vorstellung, daß Geschichte durch Konflikte entsteht. Aus diesem Axiom folgt, daß ein künstlich kontrollierter Konflikt eine vorherbestimmte Geschichte erzeugen kann.« Allerdings verzerrt Sutton hier Hegels Philosophie. Der Orden wendet nicht dessen Logik an, der zufolge Begriffe notwendig polare Widersprüche hervorbringen, sondern benutzt Hegels Denkoperation, um ganz oberflächlich erwünschte - und oft gar nicht polare - Gegensätze hervorzurufen, und sie zu geplanten Entwicklungen gegeneinander zu führen, wie Herbert Ludwig 2016 in einem Blogartikel mit dem Titel Mit Hegel die Welt unterwerfen hervorhob.

Als der Historiker Heinz-Dieter Kittsteiner in seinem Buch Out of Control – Über die Unverfügbarkeit des historischen Prozesses 2004 beobachtete, daß die nachhegelsche Geschichtsphilosophie sich mit dem Anspruch, Geschichte »machen« zu müssen, von der prozessualen Geschichte (im Sinne Burckhardts) abwendet, prägte er dafür den Begriff der »heroischen Moderne«. Kittsteiner setzt postmodern die bei Hegel abgestrafte »romantische Ironie« dagegen, die nur noch erzählend beobachtet, wie Menschen unbewußt in den Geschichtsprozeß eingegliedert agieren. Hermann Lübbe hält bei gleicher Diagnose wie Kittsteiner die politischen Konsequenzen aus Hegels Denken indes für letztlich liberale: »Ihre [i.e. von Hegels Geschichtsphilosophie] politische Liberalität besteht darin, daß sie niemanden auffordert oder ermächtigt, totalitär die Menschheit der Zukunft als Partei der Gegenwart zu repräsentieren«.

Ich glaube, daß es sich anders verhält. Hegel ist weder in Wirklichkeit ein Liberaler, noch ein postmoderner Ironiker avant la lettre, sondern ein »politischer Gnostiker«, wie Eric Voegelin in seiner Münchner Antrittsvorlesung (Wissenschaft, Politik und Gnosis, 1959) begründet hat.

Außer einigem wenigem Erhaltenen ist die spätantike Gnosis der Nachwelt nur durch die Gegnerschriften bekanntgeworden. Hugo Ball hat in seinem seltsamen Spätwerk Byzantinisches Christentum (1923) genauso wie Gerd-Klaus Kaltenbrunner in seinem ebenfalls mindestens genauso seltsamen Spätwerk über den Heiligen Dionysius vom Areopag (1995) die Gnosis ohne jede voreingenommene Gegnerschaft dargestellt. Taucht man in diese beiden Bücher ein, merkt man bald, wie stark gnostisch beeinflußt mancher viel spätere Philosoph doch ist, ohne daß man es von ihm dachte. Worum geht es also im gnostischen Denken? Ball resümiert, Gnosis sei »die geheime Einsicht in das geheime Verhältnis Gottes zur Welt«. Durch reines Denken (nichts anderes bedeutet das Wort gnōsis) gewinnt der Mensch Einsicht in die verborgenen Mittel, derer sich der Ȇbervernünftige « bedient, um die Menschen mit sich zu verbinden. Zu diesen Mitteln gehört zuvörderst das Wirken des Bösen (die spätantike Gnosis kennt hier ganze Heerscharen und Ordnungssysteme von Dämonen und »Satansengeln«) in der verruchten Welt. Doch der Logos wird ausgesandt, um die »gefallene Weisheit« zu erlösen. Der Philosophenpriester oder Mystagoge kann im Grunde nicht an die Einzigartigkeit Christi glauben, weil er selber an dessen Göttlichkeit teilhat. Die Aufgabe der Menschheit ist es nach gnostischer Auffassung, schließlich Gott zu erlösen, indem sie ihn absolut erkennt. Der Weg dorthin verläuft über Stufen, deren nächstniedrige überwunden werden muß, indem sie in der nächsthöheren aufgeht. Gott und der Mensch sind radikal getrennt worden und müssen durch Erkenntnis wieder versöhnt werden, alldieweil die geschichtliche Erdenwelt vom abgefallenen Engel beherrscht wird. Genau auf dem Höhepunkt, wo der Mensch »die Herrlichkeit dieses Dämons auch äußerlich geschichtlich verwirklichte«, komme »der Zeitpunkt, wo dieses Selbstbewußtsein der Unendlichkeit endlich erwachen sollte « (E.H. Schmitt, Die Gnosis, 1903).

»Solange die Sonne am Firmamente steht und die Planeten um sie herumkreisen, war das nicht gesehen worden, daß der Mensch sich auf den Kopf, das ist auf den Gedanken stellt, und die Wirklichkeit nach diesem erbaut. (...) Es war dieses somit ein herrlicher Sonnenaufgang. Alle denkenden Wesen haben diese Epoche mitgefeiert. Eine erhabene Rührung hat in jener Zeit geherrscht, ein Enthusiasmus des Geistes hat die Welt durchschauert, als sei es zur wirklichen Versöhnung des Göttlichen mit der Welt nun erst gekom-

G.W.F. Hegel über die Französische Revolution in seinen Vorlesungen über die Philosophie der Weltgeschichte, 1830/31.

Bei diesem Neognostizisten namens Schmitt weiß man nicht mehr, ob dieser Hegel oder Hegel die Gnostiker gelesen hat. Aber genau das ist der springende Punkt: es gibt eine verteufelte Nähe der beiden.

Eric Voegelins These ist, daß die Verschüttung der alten Gnosis so gründlich war, daß die gnostische Bewegung, als sie in der Moderne ihre revolutionäre Phase erreichte, in ihrem Wesen nicht mehr erkannt werden konnte. In der modernen Gnosis wird die Erlösung aus der Anomie gesichert durch die Annahme eines absoluten Geistes, der in der dialektischen Entfaltung des Bewußtseins aus der Entfremdung zu sich selbst kommt: »Die Gnosis als das Wissen um die Verfallenheit an die Welt ist in einem das Mittel, ihr zu entfliehen« - wir erinnern uns an den Speer, der die Wunde schlug ... Die Wirklichkeit muß zerstört werden - dies sei, so Voegelin, das große Anliegen der Gnosis. An die Stelle der Wirklichkeit tritt der Gnostiker selbst, der die Unabhängigkeit seines Daseins durch die Spekulation erzeugt.

Auch Voegelin entdeckt in der Vorrede zur Phänomenologie des Geistes ein keineswegs harmloses Wortspiel. Wenn Hegel die Philosophie auffordert, »ihren Namen der Liebe zum Wissen ablegen zu können, und wirkliches Wissen zu sein« dann verdeckt Hegel »den Sprung dadurch, daß er Philosophie und Gnosis ins Deutsche übersetzt, um durch das Wortspiel mit dem Wissen von der einen in die andere zu gleiten«.

Wir haben bereits drei Wortspielereien Hegels gefunden: ein doppelter Geistbegriff, ein doppelter Offenbarungsbegriff und ein doppelter Wissensbegriff. Wozu dienen diese Äquivokationen? Offensichtlich als Auslöser der Geschichtsbewegung, der ebendadurch unabweisliche Notwendigkeit verliehen werden kann. Ist mithin schon Hegels Denkakt selbst manipulativ oder erst das daraus abgeleitete Geschichtsmanagement? Hüte man sich vor Hegel oder vor den selbsternannten Planverwaltern? Voegelin zerlegt dieses Problem derart präzise, daß seine Überlegungen vollständig zitiert gehören:

»Der gnostische Denker begeht in der Tat einen intellektuellen Schwindel, und er weiß, daß er es tut. Drei Stadien lassen sich in der Bewegung des Geistes unterscheiden. An der Oberfläche liegt der Akt der Täuschung selbst. Er könnte Selbsttäuschung sein; und sehr oft ist er es auch, wenn die Spekulation eines schöpferischen Denkers in der Form des Dogmas einer Massenbewegung zum abgesunkenen Kulturgut wird. Wo aber das Phänomen in seinem Ursprung zu fassen ist, wie bei Marx und Nietzsche, liegt tiefer als die Täuschung das Wissen um sie. Der Denker gibt sich nicht aus der Hand; die libido dominandi wendet sich gegen ihr eigenes Werk und will auch die Täuschung noch beherrschen. Diese gnostische Rückwendung gegen sich selbst entspricht geistig der philosophischen Umkehr, wie ich sagte, der *periagogé* im platonischen Sinn. Aber die gnostische Bewegung des Geistes führt nicht zur erotischen Öffnung der Seele, sondern zu dem tiefsten Punkt des Beharrens in der Täuschung, an dem sich als ihr Motiv und Zweck die Revolte gegen Gott enthüllt.«

Wenn Voegelin recht hat, steht es ärger als befürchtet um Hegels »dämonische Verlogenheit«. Dann widersetzt sich Hegels Denken nicht nur dem aufrichtigen individuellen Erkenntniswillen (Iljin), sondern will auch noch bewußt in die Geschichte eingreifen (Lübbe) und zuletzt in einem Akt der Hybris Gott überwinden. Ich frage mich allerdings, ob dies alles der Gnosis anzulasten ist, wie Voegelin meint.

Seine Vorstellung, die Gnosis als solche (also sowohl die spätantike als auch die moderne) wolle die Wirklichkeit zerstören, läßt sich mit Kaltenbrunner und Ball jedenfalls nicht halten. Voegelins Kontinuität unterstellender Satz »Gnosis will Herrschaft über das Sein« deutet diese rückwirkend von ihrer »revolutionären Phase« aus. Die gnostische Geisteswissenschaft war, wenn man so will, im alten Orient normal science. Als Arkandisziplin war sie jedoch nie auf weltlichen Umsturz aus. Insofern wäre in Hinblick auf Hegel, Marx und die Folgen von »politischem Gnostizismus« zu sprechen, in welchem aus der Erkenntnis des Bösen in der Welt dessen politische Überwindung erzwungen werden soll. »Wichtig bleibt nur, niemandem zu gestatten, den Platz der Vorsehung einzunehmen« (Hermann Lübbe) – und zwar weder der Politik, noch der Medizin, bei welcher der Philosoph Giorgio Agamben kürzlich eine horrende gnostische Anmaßung diagnostiziert hat, noch Philosophen, die die »wahre Gestalt, in der die Wahrheit existiert« ihrem eigenen System vorbehalten.

»Betrachtet man den Ausnahmezustand, den wir gerade erleben, zeigt sich folgendes Bild: Die Religion namens Medizin verbindet die fortwährende Krise aus dem Kapitalismus mit der christlichen Vorstellung von einer letzten Zeit - von einem Eschaton -, in der die äußerste Entscheidung immer ansteht und das Ende sowohl überstürzt als auch verzögert kommt, im unaufhörlichen Versuch, es zu beherrschen, ohne seiner ein für alle Mal Herr zu werden.«

Giorgio Agamben: »Nächste Notizen zur Corona-Gegenwart: Das Denken muss sich befreien, und die Feier des Kultes muss ein Ende haben«, in Neue Zürcher Zeitung vom 14. Mai 2020.

Rebellion aus Tradition: der Carlismus

von Marcel Kehlberg

Golo Mann schrieb einmal, Spanien sei ein einsames Land. Tatsächlich ist Spanien selbst in seiner historischen Blütezeit dem Rest Europas immer fremd geblieben. Zu abgeschieden war seine Lage am südwestlichen Rand des Kontinents in unmittelbarer Nähe zum maghrebinischen Islam, zu verschlossen seine in jahrhundertelanger Reconquista ausgebildete Religiosität, zu asketisch-metaphysisch seine gesamte kulturelle Blickrichtung. Die Ordensgründungen, welche dieses Land der katholischen Kirche geschenkt hatte, weisen alle einen mystisch-militärischen Charakter auf: Dominikaner, Jesuiten und die Laienbewegung Opus Dei. Zweimal Neutralität in den zwei großen Weltkonflikten verstärkte diese Außenseiterrolle noch, in der sich das Land nicht ohne Stolz eingerichtet hatte.

Fremd und kaum vermittelbar erscheint auch die Bewegung des Carlismus, der außerhalb Spaniens fast kein Echo fand. Ein dynastisches Problem in der Thronfolge entfaltete eine derartige Mobilisierungsenergie, daß es zu drei, eigentlich vier Kriegen kam (hier dem schiitischen Islam nicht unähnlich). Der Carlismus zählt damit zur hartnäckigsten wie langlebigsten konservativen Revolution oder besser Rebellion der neueren Geschichte. Seine Aufstände brachten ihm drei Niederlagen und zuletzt einen Schein-Sieg nach dem Spanischen Bürgerkrieg ein. Nachdem Franco die carlistischen Milizen auf den Schlachtfeldern gebraucht hatte, wurden diese nach dem siegreichen Ende schnell entsorgt und sein politischer Flügel zur folkloristischen Marginalie erniedrigt. Mit Ausnahme der festen Verankerung der römisch-katholischen Konfession in Franco-Spanien, konnte die carlistische Bewegung keine ihrer weiteren Forderungen verwirklichen. Der Thronprätendent aus der Linie Bourbon-Parma blieb unberücksichtigt und die Forderung nach regionalen Autonomierechten war ebenso schnell vom Tisch. Es ist weitgehend unbekannt geblieben, wie spannungsgeladen sein Verhältnis zum Franquismus gewesen ist und wie sehr Carlisten unter ihm verfolgt wurden.

Doch der Carlismus hat auch die Überlebensfähigkeit traditioneller Ideale in wechselnden Kontexten gezeigt, vor allem dann, wenn diese Ideale auf tiefsitzende Bedürfnisse breiter Schichten trafen. Nicht umsonst bewunderte Karl Marx den Carlismus für dessen authentische Volksnähe. Von einer Personalie in der Königsfamilie ging es bald zu grundsätzlichen Positionen, die zu allen Zeiten ihre Anhänger fanden und finden werden. Gleichzeitig illustriert die Geschichte des Carlismus und seiner Zweige, wo die Gefahren für konservative Revolutionäre liegen. Sie offenbart die Schwächen einer vorwiegend charismatischen Herrschaftsauffassung in der Konfrontation mit der vermeintlichen Allmacht historischer Entwicklung. Auch dem Carlismus blieben Versuchungen in dieser Richtung nicht erspart. Dynamik und Erstarrung, Volksnähe und Nische, Experiment und Resignation - der Carlismus fand sich immer wieder zwischen

»Die Vergangenheit hat Recht, ihr eigenes Recht. Gibt man es ihr nicht, so kommt sie wieder, um es zu fordern, und fordert es bei Gelegenheit auch da, wo sie es nicht hat.«

Ortega y Gasset: Der Aufstand der Massen.

diese Pole gestellt. Manchmal wuchsen ihm daraus ungeahnte Kräfte zu, manchmal lauerten dort tödliche Gefahren.

Im folgenden werden der Einfachheit halber die Namen der carlistischen Thronanwärter in ihrer spanischen Schreibweise wiedergegeben.

Alles beginnt mit den Napoleonischen Kriegen und ihren Folgewirkungen. Der erbitterte Volkskrieg ab 1808 gegen die französischen Invasoren wurde im Namen des in Valençay (südöstlich von Tours gelegen) gefangengehaltenen spanischen Königs Fernando VII. und seiner Familie geführt. Unter Kriegsbedingungen trat im andalusischen Cádiz ein Rumpfparlament zusammen (Cortes de Cádiz), in welchem sich zwei politische Strömungen für den Verteidigungskrieg zusammenrauften, die bald danach in unversöhnlicher Feindschaft einander gegenüberstehen sollten: Liberale und Konservative. Beide reklamierten den Willen des spanischen Königshauses der Bourbon-Anjou für sich und wollten die Nachkriegsordnung ihren Vorstellungen entsprechend gestalten. Als propagandistisches Schwergewicht der konservativen Seite trat von Beginn an die katholische Geistlichkeit des Landes auf, die nicht müde wurde, die Prinzipien von 1789 zu verdammen und in der Dekadenz der französischen Bourbonen die Ursache der Französischen Revolution zu geißeln. Besonders manche Ordensleute stachen durch glühenden Fanatismus hervor, der einige von ihnen bald darauf für die carlistische Sache zur Waffe greifen ließ. Das Königshaus habe sein Gottesgnadentum vergessen und müsse angehalten werden, sich des metaphysischen Ursprungs seiner Königsherrschaft wieder gewahr zu werden, so heißt es in einem ersten carlistischen Dekret von konservativen Deputierten. Der charakterschwache König Fernando VII. gerät jedoch zunehmend unter den Einfluß liberaler Kräfte, die besonders durch seine letzte Ehefrau Maria Christina von Neapel-Sizilien bestärkt werden, Spanien zu einem modernen, zentralistischen Nationalstaat umzuformen. Der König hinterläßt keinen männlichen Nachfolger und wird gedrängt, das bis dahin geltende salische Erbfolgerecht, wonach nur männliche Nachkommen Anrecht auf den Thron haben, abzuschaffen, um seiner Tochter Isabella (als Isabella II.) die Thronfolge zu sichern. Daß damit im Grunde ein noch älteres Erbfolgerecht unbeabsichtigt wieder zur Geltung gelangt, wird von carlistischer Seite allerdings verdrängt.

Sein unsicherer jüngerer Bruder Carlos von Bourbon-Parma (für die Carlisten Carlos V.) hatte dieser Regelung zunächst zugestimmt (Pragmática Sanción), bevor er sodann in einem Manifest seine Ansprüche gemäß salischen Rechts einfordert und mit seinen Anhängern, etwa drei Viertel der ländlichen Bevölkerung, in Nordspanien eine Art carlistischen Proto-Staat etabliert. Carlos V. gibt der Bewegung seinen Namen, den sie fortan tragen wird.

Die Spaltung geht derweil durch alle Schichten und Berufe (Ausnahme: Klerus). Die königliche Armee wird von Sympathisanten des Carlos rigoros gesäubert, was ihm viele Offiziere zutreibt, die seine Aufstandsarmee formen werden. Einer von ihnen ist der bis heute bekannte legendäre baskische Oberst Tomás de Zumalacárregui, von seinen Anhängern liebevoll »Onkel Tomás« gerufen, der bis zu seinem Tod 1835 einen effektiven wie brutalen Guerillakrieg gegen Isabellas Truppen führen wird. Der erste Carlistenkrieg dauert von 1833 bis 1840 und kommt in Sachen Grausamkeit an den spanischen Bürgerkrieg hundert Jahre später problemlos heran. Schauplätze der Kämpfe sind vor allem die nördlichen Regionen (besonders Navarra), denen der Carlismus die überlieferten Sonderrechte und Selbstverwaltungen, die fueros oder auzolán, garantieren will, die eigentlich dem modernen Nationalstaat hätten weichen sollen. Es sind besonders die Regionen, aus denen einst die Reconquista ihren Anfang genommen hatte. In der Wahrnehmung vieler Carlisten war der Liberalismus eine ähnlich fremde Macht wie seinerzeit der Islam. Somit ist der Carlismus nie eine im modernen Sinn nationalistische Bewegung gewesen, was für seine späteren Auseinandersetzungen mit der Falange von Bedeutung sein wird. Statt der Nation nimmt er die Scholle in den Blick und nähert sich in seiner programmatischen Entwicklung, die erst nach dem ersten Carlistenkrieg einsetzen wird, sogar anarchistischen Modellen eines lokalen Kommunitarismus an.

Königin Isabella II. kann den Konflikt für sich entscheiden, auch weil England sowie Frankreich ihr zur Seite stehen (England schickt halbverhungerte Iren als »Freiwillige«, preußische Freiwillige kämpfen bei den

»Man weiß nicht, nach welchem Kraftzentrum die menschlichen Angelegenheiten in den nächsten Jahren gravitieren werden, und darum ergibt sich die Welt einer schimpflichen Vorläufigkeit.«

Ortega y Gasset: Der Aufstand der Massen.



Tomás de Zumalacárregui.

Carlisten) und der Kirchenstaat Neutralität wahrt. Die Königin bemüht sich nach dem Krieg um eine Versöhnung beider Positionen, die ihr aber nicht gelingt. Carlistische Überreste setzen vor allem in Katalonien ihre bewaffneten Aktionen gegen die liberale Monarchie fort und provozieren so den zweiten Carlistenkrieg, der sich auf diese Region konzentrieren wird.

Unterdessen wächst in Carlos VII. ein charismatischer wie kraftvoller Thronprätendent heran, der dem Carlismus neue Energie einflößt und ihn als reaktionär-revolutionäre Kraft in die Moderne führt. Auch wenn er letztlich alles auf die militärische Karte setzen wird und sich so eine Niederlage einhandelt, steht er am Beginn der intellektuellen Ausformung der Bewegung. Der Carlismus wandelt sich unter ihm von einer reinen Gefolgschafts- in eine Gesinnungspartei mit einer Programmatik, die über dynastische Fragen hinausgeht.

Carlisten waren nicht nur vollbärtige Banditen unter roten Baskenmützen, die nach der heiligen Messe die Sierra unsicher machten, so wie es die eigene und fremde Propaganda gern in aller Farbigkeit darstellte. Unter den Carlisten fanden sich vielmehr auch Intellektuelle, die sich zu politischen Clubs zusammenschlossen und in den urbanen Zentren Spaniens eine rege Pressetätigkeit entfalteten. Carlos VII. hatte erkannt, daß er die Köpfe der Menschen gewinnen mußte und so entstand in seiner Zeit die



Gott, Vaterland, König -Flagge der Carlisten.

politische Partei Comunión Católico-Monárquica, die später einfach unter Comunión Tradicionalista zusammengefaßt werden sollte. Eine Vielzahl carlistischer Zirkel und später auch weiterer politischer Parteien, die sich zwischen der Anhänglichkeit an ihren Favoriten (z.B. Partido Jaimista) und einer abstrakteren Programmatik sortieren, erblickt das Licht der Welt. Ebenso vielfältig ist die carlistische Presselandschaft, in der konservative Vordenker wie Juan Vázquez de Mella (der spanische de Maistre) und Francisco Navarro Villoslada eine carlistische Weltanschauung formulieren. Zu ihnen darf man auch bereits den Staatsphilosophen und Diplomaten Juan Donoso Cortés zählen.

Besonders in der Zeitung El Correo Español wird gegen Parlamentarismus und Absolutismus gleichermaßen angeschrieben, was beweist, daß der Carlismus geistig zu mehr als nur zur Nostalgie fähig war. Besonders de Mella wirbt um eine Versöhnung der gesellschaftlichen Klassen unter dem Banner des christlichen Glaubens. Er wendet sich gegen liberale Abstraktionen und zeichnet ein Bild des Menschen, der immer zuerst schon eine Inkarnation von Traditionen ist. Als einigende Klammer für das Land schwebt de Mella ein nationaler Regionalismus vor, in dem das Prinzip der Subsidiarität gelten solle.

1872 bis 1876 kommt es schließlich zum Dritten Carlistischen Krieg, da Carlos VII. sein Vertrauen wiederum einzig auf die Sprache der Waffen gesetzt hatte. In Erinnerung bleibt sein Schwur am mythischen Baum von Guernica, dem Symbol für die baskische Selbstbestimmung. Der Feldzug endet kläglich. Er selbst stirbt 1909 im italienischen Varese. Die Zeit danach ist getragen von weiteren Versuchen, den carlistischen Gedanken zu

verankern. Die studentische Jugend gründet 1886 ihre eigene carlistische Vereinigung AET (Agrupación Escolar Tradicionalista), die sich gegen den Modernismus, besonders den Naturalismus in der Literatur wendet und Wissenschaft mit Tradition versöhnen möchte. Der Jugend gelingt es, den Carlismus am Leben zu erhalten, ihn vor allem in den Dörfern, seinen traditionellen Bastionen, vor dem Aussterben zu bewahren. Sie ist es, die den carlistischen Wunsch nach regionaler Selbstbestimmung mit den Ideen des russischen Anarchisten Kropotkin in Einklang zu bringen sucht. Aus dieser Jugend wird 1907 auch der paramilitärische Arm der Requetés (Rekruten) hervorgehen, der im Spanischen Bürgerkrieg Francos Sieg mit herbeiführen wird.

In diesen Krieg steigt die carlistische Partei jedoch unter falschen Voraussetzungen an der Seite der putschenden Militärs ein. Der politische Führer der Bewegung ist zu dieser Zeit der Andalusier Manuel Fal Conde. da der letzte carlistische Prätendent Alfonso Carlos I. 1936 ohne Nachkommen stirbt und somit Prätendenten aus Seitenlinien aufrücken. Die Republik konnte sich mit ihrer antikirchlichen Politik bei den Carlisten keine Freunde machen. So steht bald ein Bündnis mit spanischen Generalscliquen im Raum, die sich (vor Franco) gegen die Republik verschworen hatten. Ein Abkommen zwischen den Carlisten und ihren einstigen Feinden, den Madrider Militärs unter General Sanjurjo sah vor, daß die Requetés, von Berufsoffizieren gedrillt, an der Seite der Frondeure aufmarschieren würden und dafür im Falle des Sieges Javier de Bourbon-Parma zum König von Spanien erhalten sollten. Der Tod Sanjurjos und der kometenhafte Aufstieg Francisco Francos gefährdeten das Abkommen, das jedoch von Seiten Fal Condes nicht gekündigt wurde. 1937 veranlaßte der Generalissimus Franco schließlich die Zwangsvereinigung der Carlisten mit der philo-faschistischen Falange und weiterer rechts-liberaler Parteien zur Einheitspartei FET y de las JONS, um eine Aufsplitterung der nationalen Kräfte im Vergleich zum heillos zerstrittenen republikanischen Lager zu verhindern. Diese Zwangsvereinigung brachte den Carlismus an den Rand der Unkenntlichkeit. Viele seiner Anhänger, darunter der in Portugal exilierte Fal Conde (er überlebt mehrere Attentatsversuche), agitieren fortan gegen Francos Regime, oft am Rande religiöser Zeremonien oder gleich im Untergrund. In den Haftanstalten des Regimes kommt es in den 1950er Jahren sogar zu Annäherungsversuchen von seiten spanischer Kommunisten, denen eine querfrontartige Einheitsphalanx gegen Franco vorschwebt.

Die bleierne Zeit des Franquismus bleibt im Carlismus nicht ohne Spuren. Der Versuch, sich aus der erdrückenden Umarmung zu winden und zu politischer Eigenständigkeit zu gelangen, treibt manche Aktivisten in die geistige Nähe der stramm antifranquistischen Linken. Besonders der junge und dynamische Carlos Hugo von Bourbon-Parma, von dem man sich erzählte, er habe inkognito als Bergarbeiter in Asturien geschuftet, dreht das carlistische Steuer resolut nach links und propagiert eine sozialistische Monarchie, die sich den Bundestaat Jugoslawien zum Vorbild für eine Ordnung der spanischen Verhältnisse nimmt. Gleichwohl geraten hin und wieder auch baskische Carlisten ins Visier der links-nationalistischen ETA. 1968 verweist der Diktator ihn mitsamt seiner Familie des Landes.

In der Person des 2010 verstorbenen Carlos Hugo kommt das Dilemma des Carlismus im späten Franquismus noch einmal zum Vorschein. Die Frage nach der Existenzberechtigung einer vormodernen Bewegung wurde von ihm und seinen Anhängern einzig im antifranquistischen Engagement beantwortet unter Zurückdrängung von Positionen des Anti-Marxismus sowie der Überlieferung. Ein anderer Zweig des politischen Carlismus (unter dem Grafen Rodezno) hatte da bereits Frieden mit Franco geschlossen, vor allem, als die mächtige katholische Kirche, allen voran das Opus Dei, den Schulterschluß mit dem Regime suchte. Der Carlismus verlor sein einigendes Band. Der Bruder von Carlos Hugo, Sixto Enrique von Bourbon-Parma (* 1940, ein Altphilologe und Ex-Legionär) versucht seitdem in klarer Distanz zu diesem die Bewegung zu ihren Ursprüngen zurückzuführen und sucht hierzu gelegentlich die Nähe zu spanischen Rechtsextremisten. In seinem Sekretär Prof. José Miguel Gambra hat die heute stark geschrumpfte Bewegung noch einmal einen Ideologen gefunden, der gegen die gottvergessene EU und für eine neue pan-europäische Christianitas als einigendes Band über die Nationalismen hinaus streitet.

»Der liberale Staat ist zum Pädagogen geworden, der im Bürger einen aktiven Willen wachruft und ihn glauben macht, dieser käme ganz aus ihm allein, obgleich es der Staat ist, der ihn einpflanzt.«

José Miguel Gambra: La sociedad tradicional y sus enemigos.

Literaturhinweise:

José Miguel Gambra: La Sociedad tradicional y sus enemigos, Madrid 2019;

Josep Miralles Climent: La rebeldía carlista. Memoria de una repression silenciada, Madrid 2018;

Pablo Sagarra Renedo, Juan Ramón De Andrés Martín: Atlas ilustrado del Carlismo, Madrid 2014.

In memoriam Jean Raspail – eine Werkschau

von Konrad Markward Weiß

»Allmählich fangen Sie an, mir ernsthaft auf den Wecker zu gehen!« – keine Viertelstunde unseres ersten Gesprächs war vergangen, als nach einer Serie neunmalkluger Fragen zur Lage der Welt, Nation und Kirche der sonst so charmante, höfliche Grandseigneur ungehalten wurde. Es sollte das einzige Mal bleiben - trotz etlichen weiteren unvergeßlichen Besuchen und einer regen Korrespondenz. »Das ist außerhalb meiner Kompetenzen. Ich bin kein Philosoph, kein Experte, nicht einmal ein Intellektueller.« Und: »Sie haben die Gänseleberpastete verzehrt. Wozu wollen Sie jetzt noch die Gans kennenlernen? Alles was ich zu sagen hatte, ist in meinen Büchern. « Daher, in deren Sinne und mit ihren Worten, kein Nachruf auf die allzeit unprätentiös-selbstironische Gans, sondern eine Verkostung der Pastete; keine verkopfte Interpretation, sondern schlichte Kostproben - wobei deutschen Zungen bereits vertraute Spezialitäten gegenüber unübersetzten Gaumenfreuden in den Hintergrund treten.

»Ein Abenteuer, das über meine Existenz entschieden hat« steht 1949 am Beginn des langen Schaffens von Jean Raspail: Er durchquert im Kanu über 4500 Kilometer von Quebec über den Sankt-Lorenz-Strom und die Großen Seen bis zur Mündung des Mississippi auf den Spuren von Missionaren, Entdeckern und Waldläufern die einstigen französischen Besitzungen in Nordamerika. Als er mit En canot sur les chemins d'eau du roi (2005) die Feder aus der Hand legt, schließt sich ein halbes Jahrhundert später der Kreis. Der junge Pfadfinder hatte seinerzeit das Entdecken eines verlassenes Indianerdorfs als »Initiation« empfunden – und »ein verstecktes Tor durchschritten, das Zugang zu einem bestimmten Lebensweg eröffnet«.

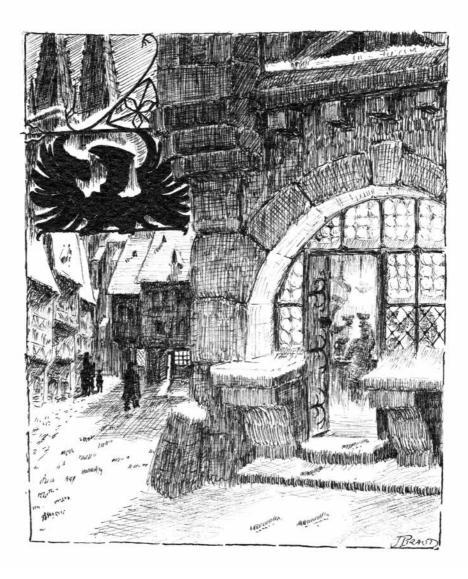
Zunächst als noch recht prosaischer Reiseschriftsteller, von Feuerland bis Alaska, alsbald rund um die Welt; er dreht Filme, tingelt mit diesen im Rahmen der Vortragsreihe Connaissances de Monde durch Frankreich und hatte damit, so Madame Raspail, »ein sehr gutes Auskommen, bis er dann von seiner Feder leben konnte«.

Terres saintes et profanes (1960) markiert eine erste Wegscheide. »Lauwarm im Glauben«, bekennt Raspail, die heiligen Stätten des Christentums besucht zu haben, »zu viele andere, als daß mein Glaube unerschütterlich geblieben

wäre«, hatte er davor gesehen, und zu viele unermeßliche Wüsten; doch die winzig kleine, in die Christus sich zurückgezogen hatte, erdrückt ihn »mit einem Gewicht, das keine Wüste der Welt jemals wird wiegen können«. In Byblos, der ältesten Stadt der Welt, sowie in Petra, erkundet er untergegangene Kulturen; und dann, angesichts der Kreuzritterburgen, bricht sich zum ersten Mal der raspailsche Duktus Bahn, wenn er beseelt den teils glorreichen, teils deplorablen, aber immer eigenen, abendländischen Spuren folgt; damals ergreift Raspail das letzte Glied der Kette in die eigene Vergangenheit und wird sie, gerade auch als schriftstellerisches Leitmotiv, nie wieder aus der Hand geben.

Noch bleibt er aber »grand reporteur«; seinen ersten Roman Les veuves de Santiago (1962) widmet er Jahrzehnte später handschriftlich zur Lektüre »auf eigene Verantwortung und Gefahr« - »ich wußte noch nicht, wie man es richtig anstellt«. Auch Secouons le cocotier (1966) versammelt noch Reportagen, über die Antillen, nicht ohne Gehalt, aber süffig wie der Punsch und Rum, denen gleich die erste gilt. Vermischte Chroniken wiederum erscheinen jahrelang meist auf der Titelseite der Tageszeitung Le Figaro, die mit ihren stilistischen und sprachlichen Ansprüchen den Autor schult und ihm politisch gewisse Zügel anlegt; Boulevard Raspail (1977) bildet eine Blütenlese, darunter L'Armada de la Dernière Chance von 1972 - ein Vorbeben ...

Raspail war längst zur Überzeugung gelangt, »daß eine andere Welt dabei ist, Schritt für Schritt ein Frankreich zu entwurzeln, das sich so all dessen beraubt sieht, was es bisher stets als sein Spezifikum postuliert hatte – seine Geschichte, Geist, Haltung, Stolz und Schönheit«. 1973 erscheint das donnernde, prophetische Heerlager der Heiligen, von den dominierenden Medien eher beschwiegen als verteufelt; sehr wohl trifft der Bannstrahl aber den Autor, dem nach dieser Zäsur der Ruch eines poète maudit anhängt. Das Buch verbreitet sich zunächst wie ein unterirdischer Fluß, wird dann über den Umweg des Auslands in Frankreich selbst zum »Longseller« und überschwemmt 2015ff. mit 40 Jahren Verspätung auch die Leitmedien. Raspails mit Abstand erfolgreichstes und berühmtestes Werk ist zugleich sein untypischstes; in sei-



ner höchstens durch Galgenhumor abgemilderten Drastik überfährt es den Leser, statt ihn wie sonst zu erheben.

Dieser raspailspezifische hohe Ton, im bald klassischen Vierklang aus Stolz, Ironie, Zärtlichkeit und Melancholie, der Werk und Autor gleichermaßen durchdringen sollte, wird erstmals deutlich in Die Axt aus der Steppe (1974), die er »Ursprung und Schlußfolgerung des Heerlagers« nennt. Über drei Kontinente folgt er den Spuren der Letzten ihrer Art, für die der Verlust der eigenen Identität der Todeskeim gewesen war – oder wäre: Von den Ureinwohnern Japans, dessen Katakomben-Katholiken und den letzten Samurai zur Halbgötter-Dämmerung der Uru in den Anden, vom langen Todeskampf der Westgoten bis zum knorrigen Ostfront-Veteranen und unbeugsam antikonziliären Landpfarrer im zähen Winterkrieg mit seinem Bischof. Dieser Doppelschlag von 1973/74 kündigt eine weitere Zäsur an: Wenn er von nun an aus dem reichen Fundus des »nomadischen Teils seines Lebens« schöpft, sind Bücher wie Bleu caraïbe et citrons verts (1980) nicht mehr Reiseberichte eines Autors, sondern Reiseliteratur eines Schriftstellers, insbesondere, als eine Art Fortsetzung der Axt, Pêcheur de Lunes (1990). An dessen Ende findet sich bereits das Motiv eines vermeintlichen bloßen Landstreichers in Südfrankreich, das wie

Die Umschlagabbildung sowie die dem Artikel beigegebenen Zeichnungen stammen aus der Feder meines Großvaters Jacques Piraud (1911-2012). Der Absolvent der Ecole Poytechnique, der renommiertesten französischen Ingenieurshochschule, begann seine Laufbahn als Pionieroffizier, war aber auch künstlerisch vielseitig begabt: Als Grafiker, Dichter, Musiker und Fotograf. 1940 wurde er, nachdem er in den Vogesen und der Normandie gekämpft hatte, in Saint-Valéry-en-Caux von Rommels »Gespensterdivision« gefangengenommen. Die durch eine Reihe von Zufällen erhalten gebliebenen Federzeichnungen entstanden teilweise während seiner Kriegsgefangenschaft in Deutschland und hatten, in einem Privatdruck zusammengefaßt, Jean Raspail sehr beeindruckt.

S. 63: »Taverne im Schnee«, Saint-Brieuc 1930

S. 64: »Mazurka Nr. 25, op. 33 Nr. 4«, Angers 1937

S. 65: »Santa Fe Trail«, Oflag V A, Weinsberg 1941

S. 66: »El Arenal«, Oflag VI A, Soest 1944

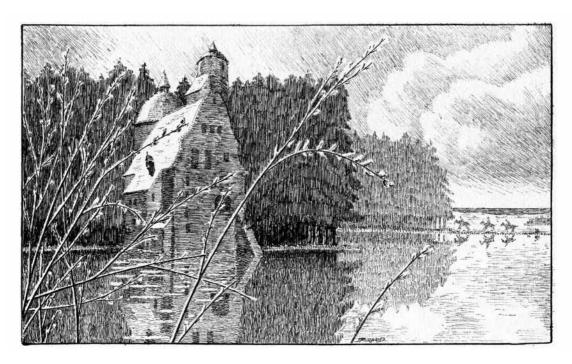
S. 67: »Im Fjord«, um 1939

so oft bei Raspails Faszinationen jahrelang reift, um später in einen Roman zu münden. Denn das ist von nun an sein eigentliches Genre: Indem er im Heerlager, so Philippe Hemsen, »eine Welt, die nur darauf zu warten scheint, der Apokalypse weiht, hat er sich von jener befreit, hinter sich die Türe zugeschlagen und das Tor zu seiner eigenen Welt sperrangelweit aufgestoßen«.

In Septentrion (1979) durchschreitet er es, bricht auf zur Reise in seine andere Welt, fernab der gesellschaftspolitischen Grabenkämpfe, mit einem letzten Blick zurück ins Heerlager - denn gerade noch rechtzeitig vor einer Invasion aus dem Süden dampft eine bunt zusammengewürfelte kleine Schar in einem antiken Zug durch Wälder und Steppen, Raum und Zeit. Die phantastische Reise führt in den namensgebenden Norden, jenseits der Grenze - zwei weitere Dauermotive Raspails: Vom einstigen französischen Pays d'en Haut um die großen nordamerikanischen Seen bis Patagonien, zwar ganz im Süden gelegen, aber mit allen Attributen des hohen Nordens. Sie alle liegen jenseits der Grenzen des erforschten, bewohnten Gebiets. »Henrick

und erschüttert schildert; viel später erzählt er, daß man »den Rest für einen Moment vergessen und sich nur verneigen kann vor der Größe der Kämpfer und Zivilisten«. Entspringt Raspails Zuneigung zu deutschen Landen womöglich seiner Liebe zu verlorenen Sachen?

Mit diesem Spiel beginnt er nun Ernst zu machen, dazu mit Patagonien, dem Königtum, dem Traum von beiden und dem Traum an sich, denn »jede wirkliche, schöne und edle Kultur gründet sich auf den Traum« - dieses Wort von John Cowper Powys stellt der lebenslange Träumer mit offenen Augen Le Ieu du Roi (1976) voran. In einer menschenleeren Heide an der rauhen Atlantikküste Nordfrankreichs erschafft sich ein Knabe ein imaginäres Reich, an dessen Grenze ein Mann in einer halbverfallenen Festung ein nur unwesentlich realeres Königtum verkörpert. Der alte König in seinem Exil, der letzte einer traurigen Dynastie, findet im jungen Einzelgänger seinen Thronfolger, der der Masse trotzt und unbeschadet die Zerstörungen von 1968 übersteht. Beide stehen auf verlorenem Posten: »Ich gebiete über das Nichts. Der König ist

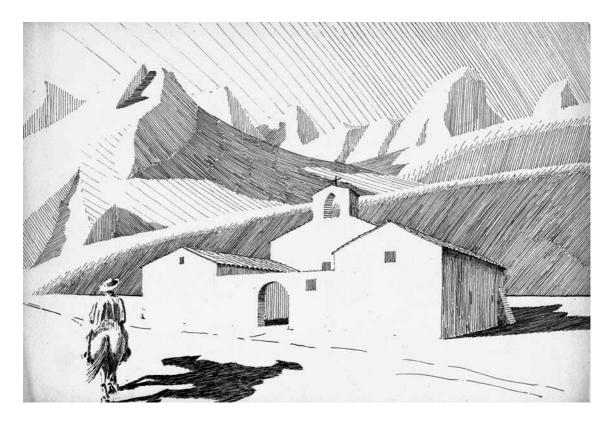


Oktavius Ulrich von Pikkendorf wurde zehn Monate später geboren, am 23. März 1670. Es hatte noch nicht aufgehört zu schneien. Der Schrei, den er ausstieß, als er die Welt entdeckte, war bis an die Grenze zu hören, denn ein wütender, umgekehrter Wind wehte ausnahmsweise von Süden nach Norden«.

Den Namen dieser Himmelsrichtung tragen auch Les royaumes de Borée (2003), unerschlossene, unendliche Weiten, die mitsamt ihren halbmythischen Waldbewohnern über Jahrhunderte Herrscher eines imaginären, vage baltendeutschen, Großherzogtums ebenso in ihren Bann schlagen wie deren treue Schwertträger. Alle finden sie 1945 ihr Ende, »an einem Tag, als die Sonne sich nur mit Mühe erhob«, über den Greueln der durch Ostpreußen marodierenden Sowjethorden, die Raspail erschütternd

allein. Was soll er mit Demut! Von Stolz muß er sich nähren, um zu überdauern ... « Und: »Der eigentliche Feind findet sich immer hinter den eigenen Linien, niemals davor« – in der Nacht vor Raspails Tod, am Höhepunkt der selbstzerstörerischen weißen Black-Lives-Matter-Massenhysterie eine gespenstische Lektüre.

Das Epos vom armen Winterkönig läßt den Schriftsteller nicht los: 1981 erscheint Moi, Antoine de Tounens, roi de Patagonie. Diesmal von Anfang an, erzählt Raspail die Geschichte des französischen Provinzadvokaten, der im 19. Jahrhundert sein tragisches Leben der von Beginn an zum Scheitern verurteilten Idee verschrieben hatte, im eisigen Süden von Chile und Argentinien die bedrängten Eingeborenenstämme als Orélie-Antoine I. unter seinem Königtum zu vereinen und zu befreien. Seine Herrschaft währt



nur zwei Wochen, seine immer kläglicher scheiternden, aber unermüdlichen Restaurationsversuche bis zu seinem Tod. Am Ende des Romans vernimmt Raspail vom Grab Antoines augenzwinkernd die Berufung zum Generalkonsul von Patagonien; seither gehen ihm ohne jeden entsprechenden Aufruf abertausende Naturalisationsansuchen zu, unter anderem von Größen der Literatur, Wirtschaftsmagnaten und höchsten Militärs. Das »königliche Spiel« mit seinem Netz von Amtsträgern und Vizekonsuln rund um die Welt erbaut und amüsiert den Generalkonsul bis zum Schluß. Wie sagte Jean Anouilh einst treffend und mit großer Wertschätzung? »Sie sind ein Kind, Raspail!« Und zwar eines, das auch spielt wie ein Kind - nämlich ernsthaft: »Das Königreich Patagonien ist die Möglichkeit eines Auswegs in ein mystisches Land, wo die Ehre mehr zählt als das Fortkommen, die Freundschaft mehr als der Rang, das Abenteuer mehr als das Geld, das Leben mehr als die Gesundheit und die Freiheit mehr als alles andere«, würdigt Sylvain Tesson - letztes Jahr der meistgelesene frankophone Autor – auch dieses Werk Raspails unmittelbar nach dessen Tod in Le Figaro.

Patagonien! Feuerland! Ewiger Sehnsuchtsort für Jean Raspail; erbarmungsloser Zufluchtsort für jene Seenomaden, die in den eisigen Stürmen dieses flüssigen Labyrinths ihr armseliges Dasein fristeten. Die erste, zufällige Begegnung mit den Alakalufs, »in deren Sprache es kein Wort für Glück gab«, ist »das Fundament« von Qui se souvient des Hommes ... (1986), brennt sich dessen Urheber unauslöschlich ein und taucht quer durch sein Werk wieder und wieder aus dem strömenden Regen der Magellanstraße auf: »Ein wenig Glut auf dem Boden des Kanus, um das Feuer wiederauferstehen zu lassen, zwei zerlumpte Frauen, ein trauriges Kind, drei Ruderer mit leblosen Augen. Nichts hat mich diesen

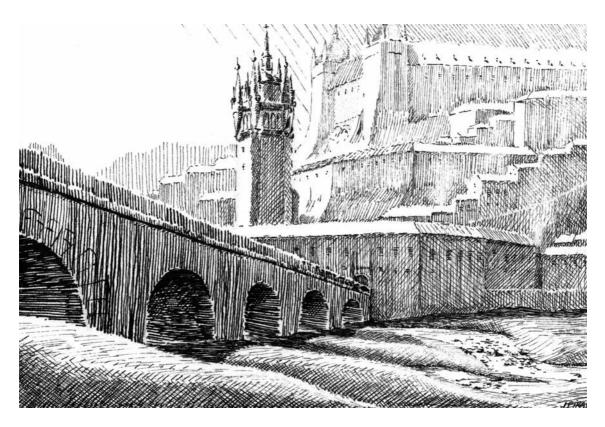
Unglückseligen näher gebracht, als den Graben von hundert Jahrhunderten ermessen zu haben, der mich von ihnen trennt. An dessen jenseitigem Ufer flohen sie, weiter noch zurück in die Vergangenheit.« Die Kritiken sind hymnisch, sprechen von einem »Meisterwerk der Humanität« und konzedieren: »Selbst die Rechte hat ein Herz«.

Und dieses kehrt immer wieder zurück, malt in Adios, Tierra del Fuego (2001) ein leidenschaftliches Panorama seiner Liebe am Ende der Welt und der Menschen, die es umtrieb: Magellan und Darwin, Schiffsfriedhöfe, tragisch gescheiterte Kolonisierungs- und Missionsversuche, ein mysteriöser Habsburger-Erzherzog, grausam-genialische Indianerschlächter und Pioniere, Admiral Graf von Spee und die »Dresden«, ein Kommilitone Bismarcks, der die Hymne Patagoniens komponiert, natürlich Orélie-Antoine I. sowie die grauen Wölfe von Admiral Dönitz und der verfemte Schriftsteller Saint-Loup.

Unmittelbar vor den literarischen Höhepunkten seines Schaffens schüttelt der Romancier kurz nacheinander zwei bemerkenswerte Außenseiter aus dem Ärmel - Les Yeux d'Irène (1983) signiert er bezeichnenderweise mit »von einem anderen Jean Raspail, aber demselben«. Raspail, ohnehin quer durch sein Werk hemmungslos selbstreflexiv, treibt dieses Spiel hier auf die Spitze: Der von der Kritik hochgelobte Roman beginnt mit exakt der gleichen Handlung wie die Sieben Reiter, aber etwas weniger brillant geschrieben; Szenen, die Raspail wortwörtlich in späteren Büchern wiederholt, verwirft der Ich-Erzähler, ebenfalls ein Schriftsteller, als lächerlich; vor allem aber steckt dieser in einer existenziellen Krise, weil er die Niederschrift dessen, was sein größter Wurf werden sollte, aus Selbstschutz abbrechen muß, denn: »Der Zug der Sieben Reiter war eine Verneinung des Lebens, war nur ein vergiftetes Lied vom Tod«. Statt dessen macht sich die alternde Hauptfigur mit einer womöglich letzten, blutjungen Liebe auf den weiten Weg zu einem Jugendfreund, seinerzeit eine der raspailtypischen Lichtgestalten: »Gott hat den Menschen nicht nur dazu geschaffen, um sich gelangweilt durch dieses Tal der Tränen zu schleppen, er duldet einige strahlende Ausnahmen, die die Regel bestätigen«. Das ungleiche Paar durchquert unterwegs eine entvölkerte, sterbende France profonde, gleichzeitig mit den endlosen Blechkolonnen des Urlauber-Rückreiseverkehrs, aber auf völlig anderen Wegen, im übertragenen wie im wörtlichen Sinn.

Le Président (1985) ist ein handfester Kriminalroman, zunächst vor dem Hintergrund von Libération und Épuration - Epochen, die Raspail immer wieder von der damaligen »Häßlichkeit« Frankreichs und seiner Landsleute sprechen lassen. Durch einen Akt größter Niedertracht tritt Kain an die Stelle seines Zwil-

schwenkt. Hier begegnet man auch der wiederkehrenden archetypischen Frauengestalt Raspails: Elegant, hoch aufgeschossen, schlank, mit einer blonden Haarpracht, die »wie ein Komet« hinter der athletischen Amazone mit einem Hang zur nackten Adoration von Sonne, Wind und Regen herweht, und die ihre tölpelhaften Verehrer nach Belieben dominiert. In Sire (1991) reitet ein junger Bourbone um die letzte Jahrtausendwende von der Atlantikküste über St. Denis zu seiner geheimen Krönung in Reims; neben der romantischen Schönheit des Epos berükken die detaillierte Schilderung des Krönungszeremoniells samt Utensilien - und jene der Zerstörung der uralten Grablege französischer Könige durch den vor Haß rasenden revolutionären Mob. Für die Sieben Reiter (1993) genügt ein Satz: Sie vereinen, ohne ein Wort zu viel, alle Topoi Raspails auf dem Höhepunkt seiner schriftstellerischen Meisterschaft. Der Ring des



lingsbruders und bringt es durch Skrupellosigkeit bis zum französischen Staatspräsidenten, dessen »einzig verbleibende Spur einer menschlichen Regung darin bestand, daß er sich selbst nicht mochte« - für Abel ein scheinbar übermächtiger Gegner ...

Es folgen Schlag auf Schlag Raspails vier bedeutendste Romane (Prophezeiungen werden separat geführt), ohnehin auf Deutsch erschienene Pflichtlektüren und zugunsten weniger bekannter Werke hier nur kursorisch behandelt:

Im stark autobiographischen und schonungslos uneitlen Die Blaue Insel (1988) erlebt Raspail 1940 aus nächster Nähe das Debakel Frankreichs und der Elterngeneration und spiegelbildlich sein eigenes, vor allem als gegen alle Wahrscheinlichkeit der wirkliche Krieg auf das Kriegsspiel einer Gruppe Halbwüchsiger einFischers (1995) zeigt, samt packender Schilderung der jahrhundertelangen meist realen Vorgeschichte, den Kreuzweg eines alten Mannes, der sich als letzter einer langen Reihe von Gegenpäpsten durch ein sterbendes ländliches Frankreich seinem eigenen Ende entgegen schleppt. Raspail gelingt das Kunststück, trotz schismatischer Grundprämisse den Leser - bei einem Minimum an entsprechender Disposition - im katholischen Glauben zu stärken.

Hurra Zara! (1998) wurde 2019 neu aufgelegt, nicht zuletzt wegen des zwischenzeitlichen Aufkommens einer gleichnamigen globalen Textilkette unter dem ohnehin treffenderen Titel Les Pikkendorffs, einem fiktiven Adelsgeschlecht germanischen Ursprungs mit Verzweigungen quer über den Kontinent. Die handschriftliche Widmung hält fest: »Hier geht es um EUROPA, das



alte, das wahre, das einzige!« Raspail, den die »romantische Konzeption« der deutschen Duodezstaaten Zeit seines Lebens begeistert hatte, läßt von ihrem winzigen Stammfürstentum in einem Mäander der oberen Donau Pikkendorfs beiderlei Geschlechts sowie unterschiedlichster Nationalitäten und Professionen ausschwärmen, welche eine gewisse chevaleresk-ironische Haltung eint, die für ihn so fundamental war. Diese eigenwilligen Charaktere läßt er in Krieg und Frieden Schicksalsstunden des Kontinents, verschüttete Traditionen oder schlicht Momente abklappern, die Raspail in ihren Bann geschlagen hatten.

Le roi est mort, vive le roi! (erweitert 2019; dt. Übersetzung in Vorbereitung) ist ein kurzweiliger Monolog, gerichtet an »Monseigneur«, einen fiktiven jungen Bourbonen-Thronfolger, und eine Mischung aus royalistischem Manifest, Handlungsanweisung für eine geglückte und tour d'horizon der gescheiterten Restauration, von Bonnie Prince Charlie bis Mishima.

Schließlich: La Miséricorde (2018). Ein lange unveröffentlicht gebliebenes Romanfragment, ein dunkler Solitär, mit nur minimalem Bezug zum vertrauten Kosmos des Autors und dessen Leitmotiven. Zugrunde liegt die reale, entsetzliche Bluttat eines katholischen Landpfarrers im Frankreich der Fünfzigerjahre; die

daran anknüpfende fiktive Handlung kreist um Schuld und Sühne, Beichte und Vergebung und die namensgebende Barmherzigkeit.

Das letzte Wort hat Jean Raspail seiner Novellensammlung Le son des tambours sur la neige (2002) entnommen: »Der Tod eines Schriftstellers, eines Romanciers, hat keine Ähnlichkeit mit irgendeinem anderen. Ein Schriftsteller ist eine Art zerstreuter, unordentlicher Schlosser, inmitten nicht zueinander passender Schlüssel und Schlösser, unter denen er sich sein ganzes Leben lang abmüht, den einen oder anderen Schlüssel zu finden, der das eine oder andere Schloß der Seele, des Herzens oder des Schicksals aufsperrt. Manchen gelingt es nie, was sie nicht daran hindert, zu schreiben. Aber allen bietet der eigene Tod - sofern er sich klar und in angemessener, der Reflexion zuträglichen Frist ankündigt - die einzigartige Gelegenheit, sich einen letzten Schlüssel nach eigenem Geschmack zu prägen, der unfehlbar jene letzte verschlossene Tür öffnen wird.

Woran denkt ein alter Schriftsteller, den man bereits ohne Bewußtsein wähnt, regungslos auf seinem Krankenhausbett, nur mehr flach und mühselig atmend, während ein ganzes Geflecht von Schläuchen aus seiner Nase, seinen Armen, seinen Nieren herausragt und aus ihm eine Art Taucher auf einem postumen Tauchgang unter die Lebenden macht? Er jubiliert.«

Okologische Betrachtung (5) -»Die große Transformation«

von Jonas Schick

Der Historiker und Universalgelehrte Rolf Peter Sieferle (1949-2016) gehörte einst zu den geachtetsten Persönlichkeiten seiner Zunft und genoß den Ruf eines Pioniers energetischer Ansätze in der Umweltgeschichte. Jedoch entwikkelte sich der in seinen Heidelberger Studienjahren als Vorstand im Sozialistischen Deutschen Studentenbund (SDS) aktive Sieferle über die 1990er Jahre zunehmend zum Unruhestifter im vor blasierter Selbstgewißheit strotzenden liberalen Wissenschaftsbetrieb der Bundesrepublik. Der 1994 erschienene Epochenwechsel, die 1996 veröffentlichten biographischen Notizen zur Konservativen Revolution und der 1997 gedruckte Rückblick auf die Natur riefen kein allseits geteiltes Wohlwollen mehr hervor, sondern, im Gegenteil, man rümpfte die Nase.

Ungeachtet dessen, daß seine in späten Jahren offensiver geäußerte Kritik am Universalismus bereits in seinen frühen Arbeiten aufblitzte, zeigte sich das von ihm einmal so eingenommene linksliberale Establishment angesichts seiner konservativen Wendung überrumpelt und irritiert. Sieferles Ausscheren beantwortete es alsbald mit der moralisierenden Feindmarkierung, die man von ihm leidig gewohnt ist. Daß Sieferle die Fronten gewechselt hatte, bemerkte der Philosoph Ludger Heidbrink bereits 1994 in einer Rezension des Epochenwechsels in der Zeit. Sieferle habe einen »halsbrecherischen Sprung ins jahrhundertelang bekämpfte Lager des Partikularismus« vollzogen. Spätestens postum wurde dieser Frontenwechsel final besiegelt, insofern als die Veröffentlichung seiner Notizen Finis Germania im März 2017 ihn endgültig aus der linksliberalen BRD-Nomenklatura katapultierte und ihm auch der letzte Wohlgesonnene dieses Lagers demonstrativ den Rücken kehrte. Jedoch war dies für seine Bekanntheit alles andere als abträglich, vielmehr erlebt Sieferle seitdem eine zweite Karriere als »Lehrmeister« der Neuen Rechten. Das Publikum hat sich geweitet; seine messerscharfen Analysen unserer »westlichen« Transformationsgesellschaften liberaler Natur verlassen die akademische Nische und fallen in einer restrukturierten Rechten auf fruchtbaren Boden. Sie liefern das theoretische Grundgerüst, um die »Auflösung aller Dinge« zu unterbinden und wieder einen festen kulturellen Rah-

men zu ziehen, der den Menschen in Stetig- und Sinnhaftigkeit setzt. Hier liegt es an der Rechten, das hinterlassene Lebenswerk des Denkers eingehend zu studieren und somit den hochdynamischen Wandlungsprozeß einer entortenden Verflüssigung theoretisch zu durchdringen. Ein wesentlicher Baustein des Frontenwechsels Sieferles, das ursprünglich 1997 erschienene Rückblick auf die Natur - Eine Geschichte des Menschen und seiner Umwelt (Band 5), ist nun neben seiner Forschungsarbeit Fortschrittsfeinde? - Opposition gegen Technik und Industrie von der Romantik bis zur Gegenwart (Band 6) in der vom Landtverlag verantworteten Werksausgabe erschienen und ist ein essentielles Werk, um ebenjenen hochdynamischen Wandlungsprozeß in seiner vollumfänglichen Komplexität zu verstehen.

Während der Titel eine rein ökologische Themensetzung impliziert und der ein oder andere ein Plädoyer für den Naturschutz erwarten mag, enthält die Schrift indes eine umweltbezogene Betrachtung der Menschheitsgeschichte; also eine Rekonstruktion der komplexen Wechselwirkung zwischen menschlichen Kulturen und deren natürlicher Umwelt. Sieferle möchte »einen roten Faden durch die Geschichte ziehen«, der »das schwierige Verhältnis zwischen Gesellschaften und ihrer natürlichen Umwelt« ordnet. Das umfaßt eine weite Spanne, die von ihm in die drei Phasen der paläolithischen Jäger- und Sammlergesellschaften, der Agrargesellschaften und unserer industriellen Gegenwart eingeteilt werden, welche er wiederum anhand von drei Schwerpunkten untersucht: Energiesysteme, kulturelle Selbstorganisation, Landschaft. Jede der drei aufgeführten Gesellschaftsformen verfügt über ein eigenes Energiesystem, das wiederum mit der kulturellen Selbstorganisation zusammenfällt. Diese beiden prägen in ihrer Kombination die Landschaft. Sieferle unterscheidet hier zwischen der Naturlandschaft der Jäger- und Sammlergesellschaften, der Agri-Kulturlandschaft der Agrargesellschaften und der totalen Landschaft der Transformationsgesellschaften unserer Zeit.

Es ist offensichtlich, daß die Ökologie entlang seiner Analysen durchweg präsent ist, jedoch dominiert die sozio-historische Betrachtung der menschlichen Gesellschaften anhand ihrer Energienutzung den Rückblick. Sieferle vollzieht dies mit enormer Dichte; wie bereits im Epochenwechsel und in seinem bahnbrechenden Krieg und Zivilisation ist unverkennbar, welcher immense Wissensfundus in das Geschriebene floß. Dabei geht er äußerst akribisch und strukturiert vor. Nachdem er in der Einleitung seine Untersuchungsabsichten und den roten Faden des Buches dargelegt hat, führt er den Leser in die verschiedenen Bedeutungsebenen des Naturbegriffs ein, um auf dieser Grundlage chronologisch durch die (energetischen) Wesensmerkmale und Besonderheiten der drei Gesellschaftstypen zu führen. Selbst demjenigen, dem die »Umweltgeschichte« vorher kein Begriff war, wird das Werk so einfach zugänglich.

daß die »Gesellschaft der Transformationsära [...] alle Bestände in Flüsse und Funktionen« auflöst. So mancher Rechte wird sich auf den Schlips getreten fühlen, wenn er diesbezüglich aufzeigt, daß die »Nation« selbst Agens ebenjenes »Fortschritts« und des an ihn gebundenen, egalisierenden Homogenisierungsprozesses ist, der ins Totale mündet. Doch wie ist dem von rechter Seite aus kritisierten, dauerhaften Transformationszustand, der Instabilität qua Verflüssigung und Entortung zufolge hat, Einhalt zu gebieten? Auf den beiden letzten Seiten eröffnet Sieferle diesbezüglich eine Option: »Wenn [...] die stofflichen Umsätze zurückgehen, ist in der Tat mit einer ›Entschleunigung« und folglich mit neuartigen stilistischen Stabilisierungen zu rechnen.«







Die Werkreihe von Rolf Peter Sieferle, erschienen im Landtverlag, ist erhältlich bei antaios.de

Dabei liegt die ausgesprochene Stärke des Buches in seinen »Nebenschauplätzen«. Diese Passagen - die auf den ersten Blick lediglich implizit mit dem überspannenden Thema in Verbindung stehen, jedoch die Dichte des Werkes ausmachen - sind gespickt von Einsichten, die die rechte Theorie untermauern bzw. eine rechte Theoriebildung unterstützen: »Die Instablität der egalitären Gesellschaft läßt keine spezifische Gruppensolidarität aufkommen: Man verläßt die Gruppe nicht nur, um Zwang und Ärger, sondern auch, um eventuellen Verpflichtungen zu entgehen. Es handelt sich bei diesen ›urkommunistischen« Gesellschaften also um egalitäre Demokratien gesunder Erwachsener, die aus der Perspektive der Schwachen wenig attraktiv erscheinen. [...] Egalität und Freiheit sind mit einer solidarischen Versicherung gegen Lebensrisiken nicht vereinbar«, lautet beispielsweise Sieferles anthropologisches Urteil über die vergleichsweise egalitären Jäger- und Sammlergesellschaften.

Ungeachtet dieser immer wieder eingestreuten, prägnanten Durchdringungen, die wesentlich dazu beitragen, daß der Rückblick neben dem Epochenwechsel eine Pflichtlektüre für die Neue Rechte darstellt, läuft der Ordnungsversuch der Geschichte im dritten Kapitel »Die große Transformation« seiner Spitze entgegen. Bei der minutiösen Zerlegung des Entstehungsprozesses und der charakterisierenden Spezifika unserer Industriegesellschaften in ihre transformatorischen Einzelteile ist Sieferle ganz in seinem Element und kommt zu dem Schluß,

Denen, die das verflüssigende Potential in der »großen Transformation« und die daraus resultierenden Gefahren für das Gemeinwesen erkannten, ist wiederum der sechste Band der Werkaugabe, Fortschrittsfeinde?, gewidmet, der mit einem einordnenden Nachwort von IfS-Leiter Dr. Erik Lehnert aufwartet. Er bietet sich als komplementäre Lektüre zum Rückblick an, da er die gesellschaftlichen Reaktionen auf den in ihm explizierten »Fortschrittsprozeß« in ihrer Vielgestaltigkeit nachzeichnet. Hierbei fokussiert sich die ursprünglich im Rahmen eines Forschungsprojekts verfaßte Studie, die zu Sieferles Frühwerken zählt (1984), auf die Zivilisationskritik an der »Moderne« und gibt damit insbesondere Einblicke in die Geschichte konservativen Widerstandes gegen die »Zertrümmerung der altständischen Gesellschaft« und seiner Argumente gegen diesen Vorgang. In diesem Kontext wird auch bei Sieferle zum wiederholten Male deutlich, daß der Natur- bzw. Heimatschutz einer konservativen Geisteshaltung entspringt und erst in den 1970ern zum Anliegen linker Bewegungen wurde. Wie es dazu kommen konnte? »Der moderne Konservative tritt für die schrankenlose Entwicklung der Produktion ein; er will nur noch das sozioökonomische System bewahren, das den industriellen Fortschritt garantiert.« Sieferle zufolge ist er also selbst zum Teil der Maschinerie geworden, die er bis in die 1920er hinein noch bekämpfte. Die Lektüre Sieferles wappnet derweil gegenüber diesem technokratischen Irrweg: Der Rückblick ist Pflicht-, die Fortschritts*feinde* eine lohnende Komplementärlektüre.

Zelebrationsmühle und Wunderbrunnen

Joris Karl Huysmans: Lourdes. Mystik und Massen, Düsseldorf: Lilienfeld 2020. 314 S., 22 €

Durch Michel Houellebecq haben zahlreiche Leser Joris Karl Huysmans (1848–1907) entdeckt. In Houellebecqs Roman Unterwerfung setzt sich der Protagonist ausführlich mit Huysmans' Hinwendung zum Christentum auseinander. Der Romancier, der zuvor »sittenwidrige« Schriften publizierte und von satanistischen Praktiken fasziniert war, hatte 1884 mit À rebours (dt: Gegen den Strich; neueste Übersetzung: Gegen alle) mit der dekadenten Gesellschaft abgerechnet. Kurz vor seinem Krebstod (er hatte sich in ein Benediktinerkloster zurückgezogen) veröffentlichte Huysmans 1906 Les foules de Lourdes. Nun (erst jetzt!) wurde das Buch ins Deutsche übersetzt, und zwar unter einem ungleich passende-

ren Titel: Es geht Huymans bei dieser Großreportage nämlich keineswegs allein um die »Massen«.

Diese bibliophile Ausgabe (Halbleinen, Fadenheftung, phantastisches Titelbild; eingestreut sind Schwarzweißphotographien von Lourdes aus der ersten Hälfte des 20 Jahrhunderts) des kleinen Lilienfeld-Verlags ist gar nicht genug zu loben. Die Übersetzung von Hartmut Sommer ist ebenso formidabel wie sein kundig-kompaktes Nachwort. Hinzu kommen einundneunzig knappe Endnoten, keine

zuviel, keine zuwenig, die sämtliche Hintergründe dieser vierzehn Kapitel vollends erschließen. Das ist erstklassiges Verlegertum! Ein besonders ehrgeiziger Leser würde Franz Werfels Lourdesroman Das Lied von Bernadette (1941) und Huysmans' Buch hintereinanderweg lesen (in dieser Reihenfolge). Er würde reich entlohnt!

Huysmans war einst ein ätzender Zyniker, wiewohl sich in A rebours bereits eine untergründige Sympathie für das Christentum ausgedrückt hatte. In späteren Werken hat er seinen steinigen Weg zur Konversion nachgezeichnet. Aus ihm ist ein Frommer geworden, aber kein Frömmler, davon gibt Lourdes beredte Auskunft. Nur durch Zureden eines Freundes hielt er (dessen neugewonnener Glauben sich zunächst eher als elitär und ästhetisch beschreiben ließ) sich 1903 und 1904 je einige Wochen in dem einstmalig unbedeutenden Pyrenäen-Kaff Lourdes auf, wo ab dem 11. Februar 1858 an mehreren Tagen der vierzehnjährigen, ungebildeten Prekariatstochter Bernadette Soubirous die Heilige Jungfrau in einer Grotte am Fluß Gave erschienen war. Einige Jahrzehnte darauf ist Lourdes zu

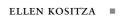
einer gnadenlos überrannten Pilgerstätte geworden. 1904, in Huysmans' Berichtzeitraum, biwakierten 45000 Heilsuchende in dem Städtchen. In den Massenunterkünften lagen sie teils »gestapelt«, viele übernachteten auf den Kirchenbänken, obwohl dort unablässig Messen gelesen wurden. Kaum zu glauben, daß bereits das Jahr 1908 eine ganze Million Pilger zählte!

Huysmans beschreibt den Trubel in einer Mischung aus Skepsis und Wohlwollen. Er ist einerseits abgestoßen (vom Klimbim, von der monströsen Architektur, von den flüchtigen »Schnellmessen«, von Frauen, die dem »Lumpen-Heiligen« Benedikt Labre nachfolgen, sich darum nie waschen und entsprechend ausdünsten), andererseits höchst angezogen von der unerschütterlichen Gläubigkeit, die die Leidenden aller Herren Länder unter teils widrigsten

LOURDES

Umständen an diesen Ort reisen läßt. Welche Dramen spielen sich hier ab! Das Mädchen mit den wundbrandigen Füßen, das wimmernd mit dem Zug anreist, derweil die Binden nicht genügen und der Eiter in untergestellte Eimer tropfen muß! Der Mann ohne Mund, dessen Zunge die Patres bei der Kommunion überfordert! Daneben schildert Huysmans farbig nationale Eigenheiten: Die Belgier sind stets bestens organisiert – helfen aber ausschließlich belgischen Landsleuten. Die spanischen Patres rauchen

und flirten, derweil die Spanierinnen alle anderen Pilger jubelnd übertönen. Die holländischen Geistlichen sind besonders schmuck und genießen es, hier in der Öffentlichkeit Soutane tragen zu dürfen. »O nein, Lourdes ist kein Ort der Wohltat für diejenigen, die eine innige Nähe zur Jungfrau in der Stille dämmriger, alter Kathedralen suchen! Aber man muß doch immer fragen: Wo blüht die Gnade, wo entfaltet sich die Nächstenliebe inniger als hier?« Huysmans hatte privilegierten Zugang zum »Konstatierungsbüro«. Wenn sich je Wunder ereigneten, sammelten sich Tausende vor der Tür des begutachtenden Arztes. Huysmans befand sich oft mit drin. Er, der Kritikaster, bezeugt unglaubliche Wunder. »Warum aber heilt Maria nicht einfach alle?« Huysmans, der übrigens die moderne Lehre der Psychosomatik vorwegnimmt und jeder wunderbaren Heilung zunächst skeptisch begegnet, zieht letztlich den Schluß: »Sie rettet in vielen Fällen die Seele auf Kosten des Leibes, der ja, selbst wenn er geheilt würde, doch einmal wieder krank werden müßte, und sei es nur, um zu sterben.«



Was heißt Archäofuturismus?

Guillaume Faye: Ein Tag im Leben des Dimitri Leonidowitsch Oblomov. Eine Chronik aus dem Zeitalter des Archäofuturismus, Dresden: Jungeuropa 2020. 128 S., 15 €

Guillaume Fayes (1949-2019) Buch L'Archéofuturisme ist gewissermaßen eine Mogelpackung. Es ist eine Aufsatzsammlung, wie man sie vielleicht einem Jungrechten geben kann, der sich ein paar Grundlagen aneignen möchte - die im Titel verheißene konservativ-revolutionäre Zukunftsvision bleibt aber weitestgehend aus ... zumindest bis zu den letzten 100 Seiten, die im Jungeuropa Verlag nun als Novelle mit dem Titel Ein Tag im Leben des Dimitri Leonidowitsch Oblomov erschien. Unter dem genialen Comic-Cover von Kevin Wondrak verbirgt sich einer der kuriosesten Texte rechter Prosa.

Das Neue an dieser Novelle ist nicht die vorgestellte Geschichte, sondern die Welt, in der sie spielt: Getreu der Maßgabe des namensgebenden Archäofuturismus vereint Faye darin Schwe-

bebahnen und biotechnische Cyborgs mit einer vorindustriellen Ständegesellschaft und dem Konzept eines europäischen Reiches. Utopisch? Dystopisch? Das ist die Frage. Diese Novelle sollte jeder junge Rechte gelesen haben. Mit Erstaunen, Begeisterung oder Entsetzen, wenn auch nicht unbedingt mit Genuß. Im Gegensatz zu seiner Science-Fiction-Vision ist Fayes Erzählstil eher unspektakulär. An einigen Stellen wirkt es, als würde er in möglichst kurzen Passagen versuchen, möglichst viele Informationen

in den oberflächlich aneinandergereihten Szenen unterzubringen. Trotzdem schafft es Martin Lichtmesz in seiner hervorragenden Übersetzung auch sprachliche Feinheiten gelungen zu übertragen - so daß die Lesbarkeit im Vergleich zur bisher erhältlichen englischen Ausgabe erheblich steigt.

TILL-LUCAS WESSELS

Von wegen Asphalt

Vicki Baum: Vor Rehen wird gewarnt. Roman, Zürich: Arche 2020. 411 S., 24 €

Dieser großartige Roman der 1888 geborenen Wienerin Vicki, eigentlich: Hedwig Baum wurde erstmals 1951 unter dem Titel Danger from Deers veröffentlicht. 1960 erschien erstmals eine deutsche Übersetzung. Baum lebte konsequent: Nachdem sie (ihre Werke fielen 1933 wegen »seichtem Amoralismus« der Bücherverbrennung zum Opfer) 1938 ausgebürgert worden war, schrieb sie nur noch in amerikanischem Englisch. Sie lebte dann übrigens mit ihrem Mann recht herrschaftlich in den kalifornischen Pacific Palisades in Nachbarschaft

zu Thomas Mann und Lion Feuchtwanger. Ihr eigener schriftstellerischer Ruhm kam spät und setzte erst mit ihrem heute als Hauptwerk geltenden Roman Menschen im Hotel (1929) ein, das erfolgreich dramatisiert, vertont und verfilmt wurde. Im Grunde genügt es, das Gesicht Baums zu studieren, diesen großzügig dimensionierten Mund, die auffälligen Augen samt Brauen, um zu wissen, daß wir es hier mit einer besonderen Frau zu tun haben. Vicki Baum ist eine Menschenkennerin par excellence. Es sagt viel aus über das kulturelle Ressentiment des Nationalsozialismus, unter anderen dieses Talent verkannt und als »Asphaltliteratur« (Joseph Goebbels) verbannt zu haben.

Das »Reh«, vor dem hier gewarnt wird, heißt Angelina. Sie ist eine von zwei Töchtern eines schwerreichen, aber relativ kulturlosen amerikanischen Ehepaars. Maud, die ältere, ist eher »breithüftig«, blond und gütig. Angelina – Ann – ist das zarte, verletzliche Reh. Oh, wie sie stets leidet! Sie ist dabei durchtrieben und hinterlistig. Beide Schwestern lieben den Wiener Geigenvirtuosen Florian Ambros, einen wahren Künstler-

> typen: großes Genie, hohe Prominenz, weiche Hände und ein zwar treues, aber labiles Gemüt. Ambros, der Star, liebt Maud innig. Sie zeugen ein melancholisches Kind mit dem unzutreffenden Namen » Joy « (der Geiger sagt: »Tschoy«). 1906 wird ihre Wohnstatt San Francisco durch das berühmte Erdbeben erschüttert. Maud, schwerkrank, ist derweil auf Kur. Das »Rehlein« Angelina ist zur Stelle, um den Haushalt zu besorgen. Eigentlich ist sie aber empört, daß sich nun die kräftige Maud kurieren darf: »An-

gelinas unmittelbare Reaktion war ein hitziger Unwillen. Sie will meinen Donner stehlen. War das nicht Shakespeare? Niemals war bezweifelt worden, daß Angelina das Sorgenkind war, ein zartes, heikles Pflänzchen, der behutsamen Pflege bedürftig, während Maud groß und kräftig aufwuchs, gesund und uninteressant wie ein Blumenkohl.« Das ist großartig übersetzt! Angelina gelingt nun, es so ausschauen zu lassen, als habe sie Joy (der sie wegen ihrer Quengelei in Wahrheit gern den Hals umgedreht hätte) aus den Trümmern gerettet. Tatsächlich war es das heldenhafte Kindermädchen. Angelina, dieses manipulative Genie, vermag es in dieser existentiellen Krise, Ambros für sich zu gewinnen. Klar: Einmal in ihren Händen, erscheint er ihr bald fahl. Am Ende (im Roman bildet es den Anfang ab) hat die gealterte, noch immer rehartig-unantastbare Angelina (jeder kennt diesen Typus!) fast alle ihre Leute überlebt. Von einer Person, die besonders unter dieser Täuscherin zu leiden hatte, wird sie - ungeplant, in rasendem Affekt aus einem fahrenden Schnellzug gestoßen. Das hätte logischerweise das Ende des Rehs sein sollen. Hätte ...! Hier trifft alles zusammen, was gute Belletristik ausmacht: exzellente Menschenkenntnis, Zeitcolorit, Spannung: erste Klasse.

ELLEN KOSITZA

Ein Zettelkasten zu Karl Kraus

Jens Malte Fischer: Karl Kraus. Der Widersprecher, Wien: Zsolnay 2020. 1104 S., 45 €

Was für ein schöner, treffender Titel! Fraglos war Karl Kraus (1874–1934, geboren als »Frühchen« und neuntes Kind des jüdischen Fabrikanten Jacob Kraus im Böhmischen, aufgewachsen, geblieben und gestorben in Wien) ein großer Widersprecher. Er war einer, der kaum etwas mehr scheute, denn als publizistische Stimme den Hauptstrom zu bedienen.

Kraus war meist dagegen. Und doch bezog er Haltung. 1899 gründete er *Die Fackel* (drei Ausgaben pro Monat). Ab 1912 war er ihr al-

leiniger Autor. Seine Aphorismen sind bis heute bestechend: »Die intellektuelle Presse macht dem Schwachsinn des Philisters Mut und erhebt Plattheit zum Ideale.« Oder, einer der zahlreichen Karl-Kraus-Klassiker: »Wenn die Sonne der Kultur niedrig steht, werfen selbst Zwerge lange Schatten.«

Dem Salzburger Publizisten Jens Malte Fischer (*1943), der zwanzig Jahre lang als Professor für Theaterwissenschaften in München lehrte,

dürfte in seiner eben vorgelegten Kraus-Biographie nicht das kleinste Detail aus Leben, Schaffen und selbst dem breiten Umfeld des wohl scharfzüngigsten Kritikers seiner Zeit entgangen sein. Darunter sind formidable Einordnungen (etwa Kraus' ambivalente Haltung zum technischen Fortschritt oder zur Drevfus-Affäre: Er ließ den roten Wilhelm Liebknecht einen dreiteiligen Text gegen die Dreyfusards schreiben!) und interessante Fundstücke, etwa über die Freundschaften zu Otto Weininger und Georg Trakl. Erschreckende Einzelheiten hingegen: beispielsweise, daß Adolf Loos (Ornament und Verbrechen, Taufpate bei Krausens Konversion zum Katholizismus) ebenso wie der enge Krausfreund und Schriftstellerkollege Peter Altenberg (d.i. Richard Engländer) in eine Vielzahl haarsträubender Pädophilieaffären involviert waren. Kraus selbst - den Fischer allerdings glaubhaft von pädophilen Neigungen freispricht - hatte ein Liebesverhältnis mit der fünfzehnjährigen Schauspielerin Irma Karczewska, die im Rahmen eines »Hetärenkults« zugleich sexuell mit Erich Mühsam, Fritz Wittels und anderen verkehrte. Interessant ist, daß der Biograph bei den vielen höchst kritischen und zumal heute schwierigen Fragen, die verhandelt werden (Emanzipation, Homosexualität, »Präponderanz der Juden in Wien« etc.), selten in moralisierenden Duktus verfällt. Bisweilen übersteigt das die Konvention bei weitem: Daß »Neger«, »Verjudung«, »Finanzjudentum« anders als in dieser Rezension anführungszeichenlos geschrieben werden, ist mindestens erstaunlich. Kraus selbst hatte einmal einen Spott-Text über Gänsefüßchen geschrieben - das sollte jedoch nicht dazu führen, daß sein Biograph sich Kraussche Wortschöpfung wie »Sexualschnüffelei« nun durch Verzicht auf Anführungszeichen zu eigen macht.

Man muß es ohnehin so hart sagen: Fischer erscheint als zerstreuter Professor, der allzu lange mit dem Objekt seiner Forschung im Elfenbeinturm hauste. 1102 dichtbedruckte Seiten sind in jedem Fall maßlos. Hier nun handelt es sich um einen monströsen Zettelkasten, der nur grob sortiert dem Leser überreicht wird. Erstens wimmelt es von Doppelungen, mancher Gedanke wird gar drei- und vierfach an auseinanderliegenden Stellen (oder auch auf ein und derselben Seite) wortgleich ausgeführt. Eine Zumutung! Zweitens fallen in Vielzahl höchstens semiprominente Namen (Josef Kainz, Alexan-

der Moissi, vornamenlos Blumenthal und Schönthan, Mechtilde Lichnowsky und dutzende andere), die entweder gar nicht oder hunderte Seiten später kontextualisiert werden. Wer soll was damit anfangen? Drittens gibt es zahlreiche zweifelhafte Aussagen und Detailfehler. Die letzte Ausgabe von Weinigers Geschlecht und Charakter erschien nicht 1980, sondern 1997. Daß Kraus zu den "ganz wenigen konservativ grundierten Intellektuellen des 20. Jahrhun-

derts zählt, die keinerlei Disposition für den Faschismus aufweisen«, ist wohl ein Witz, der Lesern dieser Zeitschrift nicht erklärt werden muß. Auch das hier gezeichnete Bild vom patriarchalen, lieblosen Vater erscheint kaum stringent, wo Vater Jacob seine äußerst fürsorglichen (»trachte nur daß Du Dir nicht den Magen verdirbst«) Briefe doch mit »Lieber Sohn!« beginnt und mit »sei herzl. geküsst« enden läßt. Und, nur als weiteres Beispiel: Der Austritt von Kraus aus der katholischen Kirche habe sicher damit zu tun, daß es im Ersten Weltkrieg (1914) Waffensegnungen gegeben habe. Kraus, pardon, trat 1923 aus.

Viertens: Es kann süß und erquicklich sein, auf erzählerische Abwege geführt zu werden. Ein Biograph darf tüchtig ausschreiten. Hier allerdings wird allzu deutlich, daß sich Fischer zuvor ausführlich etwa mit Walter Benjamin (er »schrieb zwanzig Jahre später Ähnliches ...«) und Kafka samt Verlobter Felice Bauer beschäftigt hat. Eine von Krausens Frauen (die Lichnowsky) wird in Permanenz mit der Kafka-Freundin verglichen - mit dem Resultat, daß beide sich deutlich unterschieden. Kraus' Haltung zu Strindberg wird länglich aus dem Munde von Thomas Mann begründet. Die Faszination des »Theatromanen« Kraus durch das Wiener Burgtheater wird durch einen nachdrücklichen, langen »Evokationstext« belegt. Peinlich, daß der Autor dieser sprühenden Eloge nicht Kraus, sondern Max Reinhardt war. Gab es keinen Lektor, der diesen Schreibrausch hätte bahnen und bannen können? Übrigens: Es lebe Karl Kraus.

ELLEN KOSITZA

Was heißt: Wahrheit?

Michael Esders: Sprachregime. Die Macht der politischen Wahrheitssysteme, Lüdinghausen/ Berlin: Manuscriptum 2020 (= Werkreihe von Tumult 10). 147 S., 18 €

Als der sächsische Ministerpräsident nach den Ereignissen von Chemnitz 2018 von einem »Angriff auf unsere Wahrheitssysteme« sprach, war ihm in den alternativen Medien Spott gewiß. Zu deutlich hatte er sich verplappert: Nicht bloß bestimmte Wörter wie »Willkommenskultur« oder »Haß in den Herzen« bestimmen die Wahrnehmung der Wirklichkeit. Es handelt sich um ein ausgewachsenes semantisches Herrschaftssystem.

Der Soziologe und Literaturwissenschaftler Michael Esders schöpft theoretisch aus dem vollen. Wenn er im Kapitel »Die Narrative der Hypermoral« nachzeichnet, wie Greta Thunbergs Mission sprachlich inszeniert worden ist oder wie die Chemnitzer »Hetzjagden« entstanden sind, wie nudging und framing durch die Mainstreammedien funktionieren, dann findet der Le-

ser Erklärungen, die ihm von Kleine-Hartlage, Uwe Krüger oder aus Mit Linken leben bekannt sein können. Auf dieser Ebene wird verständlich, wie Sprachregime herrschen.

Esders geht noch eine Ebene tiefer. Hier erweist er sich als Kenner der postmodernen Linken - ein Soziologiestudium in den 90er Jahren prägt. So kann er erklären, warum Sprachregime herrschen. Frappierend: Es ist über weite Strecken nur mithilfe

der Beobachtungsraster der postmodernen Linken möglich, ihre Machtübernahme zu formulieren. Der »Konformismus der Differenz« und die »Agenda der politischen Dekonstruktion« lösen den marxistischen Klassenkampf ab. Der Poststrukturalist Jaques Derrida hatte in Die Schrift und die Differenz (1967) über die Nivellierung von Unterschieden durch ihre Festschreibung geschrieben, dieser aber derart ubiquitäre Macht zugesprochen, daß es kein Entrinnen aus dem »Phonologozentrismus« des abendländischen Denkens mehr gab - außer der Feier der »Differenz« als solcher. Wer sich auf die Seite der »Differenz« schlägt, hat historisch gewonnen und kann fortan darangehen, überall »gewaltförmige Einschreibung« von irgendwas in »die Körper« zu wittern. Esders kommt zur Diagnose: Die entkernte Linke habe Derridas Theorie parasitiert, und der als »Loop programmierte Diskurs ist darauf angelegt, das Denken in den Automatikmodus zu versetzen, also abzuschaffen«. Typisch dafür ist, daß »Differenzdenken« offensichtlich keine Schwierigkeiten hat, sich mit Karl Poppers »kritischem Rationalismus« zu verbrüdern (in der postrukturalistischen Schule war kaum etwas so verpönt wie »Vernunft«). Die »offene Gesellschaft«, die in Gestalt der Open Society Foundation des Popper-Schülers George Soros gewaltig in Diskurse

und reale »Experimente« (Yasha Mounk) hineinlangt, vollzieht dieselbe Mission wie die Propagandisten der »Diversity« und der »offenen Grenzen«. Michael Esders prägt dafür den Begriff »Antitopik«, der hübsch postmodern zweideutig ist. Er bedeutet die Ortlosigkeit der anywheres und das Niederreißen von »Grenzen«, aber auch ein Gegenprogramm zur Topik der antiken Rhetorik.

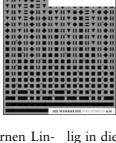
Der Autor der Sprachregime geht noch einen Schritt weiter. Die dekonstruktivistische Linke kam nicht unvorbereitet in die Welt. Esders nennt die Denkfigur, auf der die Macht der politischen Wahrheitssysteme aufruht, im Rückgriff auf den Kulturphilosophen Boris Groys »Metanoia«. Dieser hatte 2006 in Das kommunistische Postskriptum das Sowjetregime als ein Sprachimperium, das auf der »Verwaltung der Metanoia« gründete, charakterisiert. Der Begriff geht - hier verlasse ich Esders und beziehe mich auf Hans Blumenbergs Höhlenausgänge auf Platons Staat zurück, wo dieser die »Umwendung der Seele« aus der sinnlichen Erfahrungswelt hinauf zu den Ideen periagogé nennt. Im Neuplatonismus wird daraus ein Programm

> des totalen Umbaus der Erkenntnis: Metánoia ist die überlegene Weltwahrnehmung, die strukturelle Einnahme einer Metaposition. Von der Gnosis über Hegel wird diese Überlegenheit durchgereicht zu Marx: »Die materialistische Dialektik, die das Paradoxon zum Ausweis geistiger Überlegenheit machte, nimmt eine solche Position ein« und macht sich dadurch unkritisierbar. Wer immer Einwände gegen sie erhebt, versetzt sich freiwil-

lig in die Niederungen der Höhlenbewohner zurück, die nur die Schatten der Wahrheit sehen. Das Hinterlistige an der linken Denkoperation der Metanoia ist, daß sie überaus wahrheitskritisch daherkommt – logisch, sie hat sich ja selbst an die Stelle der herrschenden Vernunft gesetzt. Sie untergräbt den alltäglichen, lebensweltlichen Sprachgebrauch und gewinnt dadurch die Hoheit über solche Ausdrücke wie »fake news« und »hate speech«, weil sie bestimmen kann, was diese neuen Tatbestände erfüllt. Reflexion ist ihre Waffe.

Was kann man dagegen aufbieten? Noch mehr Reflexion? Hier bleibt der Autor fest auf dem Boden der Realität: Wer wie Esders die Funktionsweise von Machtsystemen messerscharf filetiert hat, ist gegen Illusionen gefeit. Die Übernahme der Gegnersprache (also beispielsweise unter Rechten von »linkem Faschismus« zu reden) ist stets die schwächere Kopie des überlegenen frames. Wer das weiß, gibt sich der Illusion nicht hin, »Gegennarrative« zu erfinden. Mit dem Satz »Obwohl die Macht des Sprachregimes auf organisierter Unkenntlichkeit beruht, hat die Entstellung zur Kenntlichkeit ihm bislang wenig anhaben können«, schließt das vorliegende Buch. Die politischen Wahrheitssysteme werden noch eine Weile herrschen.

CAROLINE SOMMERFELD



0 > 11 4 = 0 + 4 11 H 0 = 0 4 4 11 4 0

SPRACHREGIME

Wissen, ohne zu begreifen

Charlotte Wiedemann: Der lange Abschied von der weißen Dominanz, München: dtv 2019. 288 S., 18 €

Die Autorin, die als über viele Jahre in Afrika und den islamischen Ländern reisende Journalistin über reichhaltige Erfahrung verfügt, beleuchtet ihr Thema aus verschiedenen Blickwinkeln. Sie tut das kenntnisreich. Zentrales Motiv ist dabei das Aus-dem-Zentrum-Rücken Europas. Die Kapitel »Europa als Provinz denken« und »Kolonialismus und Weltgedächtnis« arbei-

ten das ab. Der schrumpfende Anteil der Europäer an der Weltbevölkerung wird konstatiert, aber weder bedauert noch in seinen bedrohlichen Dimensionen begriffen. Insofern ist der Band ein typisches Produkt der antieuropäischen Korrektheitskultur, die reflexiv und empathisch immer nur da ist, wo es nicht um das Eigene geht.

Dieses kaum verhohlene antieuropäische, ja tendenziell autorassistische Ressentiment macht eine ansonsten an vielen Stellen informative und anregende Lektüre zur Rallye im Um-

kurven ideologischer Fallgruben. Es geht los mit der üblichen Fixierung auf das Rassismus-Konzept: »Verachtung für bestimmte Menschengruppen ist in allen Gesellschaften der Welt anzutreffen ... Doch die systematische Abwertung anderer Kulturen, gestützt durch Wissenschaft, Wirtschaft, Kirchen, Militär und über einen unfaßbar langen Zeitraum, das ist weißes Erbe.« Das Bild wäre hingegen nur dann vollständig, wenn man hinzufügen würde, daß zu diesem Erbe nicht nur ein historisch wohl einzigartiges interessiertes Sympathisieren mit Fremdkulturen, sondern auch das Verbot der Sklaverei gehört, das sich die Kolonialmächte England und Frankreich an ihre Fahnen heften dürfen. Afrikanische Stammeshäuptlinge, die mit dem Verkauf von Sklaven reichgeworden waren, schickten Anfang des 19. Jahrhunderts Protestdelegationen (!) gegen die Abschaffung nach Paris und London.

Der Widerspruch zwischen der Idealisierung von Fremdkulturen und der Dämonisierung der eigenen wird auch an anderer Stelle deutlich: Wiedemann beschreibt Völkerschauen als die »Popkultur des 19. Jahrhunderts«. Außer in Europa fanden sie auch in den USA und in Japan statt. Sie kommentiert dies folgendermaßen: »So wie es ein Kulturerbe der Menschheit gibt, das unabhängig vom Ort seiner Entstehung alle reklamieren können, so gibt es auch ein Erbe der Unkultur: Es verletzt einen jeden, unabhängig vom Ort und der geographischen Ferne. Diese Taten zerstören etwas, sie zerreißen ein Gewebe, von dem wir dachten, daß es Menschen verbindet. In diesem Sinne lastet der Schaden der Menschenzoos auf uns allen.« Die Problematik tritt in diesem Absatz klar zutage: Daß die beschriebene Praxis abzulehnen ist, darüber dürfte kein Dissens bestehen. Verletzt sie

aber tatsächlich »einen jeden«, also auch etwa jeden einzelnen Koreaner, Inuit und Rohingya? Die Antwort liegt auf der Hand. Wer Menschheit sagt, will nicht unbedingt betrügen, er mag die besten Absichten haben, hat aber nicht darauf reflektiert, daß ein solches Subjekt nicht existiert: Mit der Rede vom Kulturerbe der Menschheit, hat er bereits eine spezifisch europäische, universalistische, »weiße« Perspektive eingenommen, genau die Perspektive, die Wiedemann letztlich verurteilt.

Allerdings hat das Buch durchaus seine Stärken. Sie werden immer dann sichtbar, wenn die Verfasserin nicht räsonniert, sondern auf

> ihre Reiseerfahrungen und Kenntnisse zurückgreifen kann. So ist neben zahlreichen Einzelbeobachtungen der Hinweis interessant, daß in der islamischen Welt die Zahl der Akademikerinnen rapide zunimmt. Man darf gespannt sein, ob und wie sich das in den verschiedenen Ländern auf das Verhältnis der Geschlechter auswirken wird. Wie geradezu fürchterlich europäisch auch hier wiederum die Einschätzung ist, zeigt sich an dem Verweis auf die angebliche Blüte einer feministischen islamischen Theologie.

Die zitierte arabische Theologin lehrt allerdings weder in Saudi-Arabien noch im Iran, sondern an einer holländischen Universität.

SOPHIE LIEBNITZ



Krisenprofiteur

Daniel Stelter: Coronomics. Nach dem Corona-Schock: Neustart aus der Krise, Frankfurt a.M./New York: Campus Verlag 2020. 217 S., 18.95 €

Daß auf die Covid19-/Corona-Pandemie eine ökonomische Zäsur folgen wird, nach der die globale Wirtschaftssituation eine andere sein wird, kann nach einigen Monaten Virusberichterstattung als Allgemeinplatz gelten. Daniel Stelter nutzt diesen erwartbaren wirtschafts- und sozialpolitischen Einschnitt, um seine - durchaus bekannten – Analysen zu Europäischer Union, Eurorettung, Schulden- und Investitionspolitik mit aktuellen Geschehnissen zu koppeln.

Der Vorteil des Vorgehens liegt auf der Hand: Der renommierte Makroökonom und Blogger (think:beyondtheobvious.com) kann anhand einer Krise, die alle Menschen treffen oder zumindest berühren wird, seine eigenen Thesen plastisch darlegen und an einigen Stellen mit anschaulichen Beispielen und Zahlen unterfüttern.

Der Nachteil ist ebenso evident: Denn auch Stelter kann nicht in die Zukunft blicken, und so bleibt manches an seiner flott publizierten Studie Coronomics naturgemäß vage und spekulativ, weil man mit dem Buch womöglich die entstehende Marktlücke des Coronakrisenratgebers eilig schließen wollte.

Daß das Buch als Ganzes indes einigermaßen lesenswert ist, liegt daher eher am analytischen Überblickscharakter und weniger an der verheißungsvollen Prognose, die im Untertitel Nach dem Corona-Schock: Neustart aus

der Krise anklingt. Stelter legt allgemeinverständlich und mit klugen Praxiserläuterungen dar, weshalb schon 2019 der deutsche Industriesektor - und damit die ganze Bundesrepublik – nur knapp einer Rezession entging, weshalb das Virus also auf eine geschwächte Wirtschaft traf, die sich auf dem Weg in den Abstieg befand. Die Gemengelage aus hohen Schulden, geringem Eigenkapital und zunehmender Spekulation war real, bevor Corona nach Deutschland und Europa kam; das Virus, hebt Stel-

ter mit Daten, Tabellen und Statistiken hervor, legte »die chronische Krankheit einer Wirtschaft offen, die zunehmend auf Spekulation anstelle von Investitionen setzt«. Es mag auch an diesen derzeit herrschenden Mängeln ökonomischer Akteure und Strukturen liegen, daß sich bereits vor den durch Corona evozierten Unsicherheiten des Arbeitsmarkts und der Lebensführung ein Großteil der Deutschen eine größere, gestaltende Rolle des Staates wünschte. Stelter, der selbst eher marktliberalen Positionen nahesteht, verweist auf entsprechende Erhebungen, nach denen Deutsche besagtes verstärktes Agieren des Staates einforderten - und sieht diesen Umstand als Gegner weiterer staatlicher Interventionen kritisch.

Für den Neuanfang nach der einschneidenden Krise, so viel sei verraten, hat Stelter nicht allzuviel Handfestes parat. Seine Idee beispielsweise, die Schulden der einzelnen europäischen Staaten durch einen radikalen Schnitt auf ein

gleiches Level zu bringen, von dem aus dann alle Akteure einen ähnlichen Neubeginn wagen könnten, ruft mannigfaltige Einwände hervor, die den Rahmen einer kurzen Besprechung sprengen würden; man denke allein an die ungleiche Vermögensverteilung der Privathaushalte, die im EU-weiten Vergleich insbesondere zuungunsten der Deutschen ausfällt. Ausreichend ist es aber, diesen Beispielvorschlag mit Stelters eigener Analyse abzugleichen - und bereits hier wird es bei ge-

nanntem Einzelbeispiel widersprüchlich. Denn Stelter führt ja selbst die divergierenden Vermögensverhältnisse als Kritikpunkt am Euroraum ein, wobei ausgerechnet die chronischen Krisenländer Italien und Spanien hohe Vermögenskonzentrationen an der Spitze aufweisen. Eine Entschuldung Italiens und Spaniens – um beim Beispiel zu bleiben - auf dasselbe Niveau wie Deutschland scheint unsinnig, wenn zugleich die private Vermögensspreizung (zulasten Deutschlands) erhalten bleibt, während die Oberschicht Italiens und Spaniens ihre Besitztümer unangetastet sähe. Diese saturierten besitzenden Klassen

der Krisennationen aber endlich auch gemeinschaftlich in die Pflicht zu nehmen (anstatt den deutschen, österreichischen oder dänischen Steuerzahler aus der Normalbevölkerung), hält Stelter für irreal. Wieso dies nicht durchsetzbar sein

> soll, ein gesamteuropäischer Schuldenschnitt und finanzpolitischer Reset des Euroraums aber schon, bleibt ungeklärt. Merkwürdig ist auch, daß Stelter trotz seiner fundierten Kritik der Merkel-Regierung, der Euro-Rettungspolitik und der fehlenden Vermögensbildung des deutschen Durchschnittsbürgers keine systemischen Probleme wahrhaben möchte. Die »Systemfrage«, räumt der Autor ein, liege zwar im Westen nun auf dem Tisch. Doch beantwortet er sie mit einer Apologie der »offenen Gesell-

schaft«, die nun endlich »beweisen« müßte, daß sie mit China und Co., ihren autoritären Gegenspielern, bei der Krisenlösung effektiv konkurrieren könnte. Wie ausgerechnet eine offene Gesellschaft Sicherheit und Stabilität nach dem »Corona-Schock« gewähren soll, bleibt derweil Daniel Stelters Geheimnis.

BENEDIKT KAISER ■

Im Minenfeld

Ian Morris: Beute, Ernte, Öl. Wie Energiequellen Gesellschaften formen, München: DVA 2020. 430 S., 26 €

Der Titel dieses Buches ist bestechend, der Ansatz auch: Drei unterschiedliche Formen der Energiegewinnung hätten - so die Kernthese des an der Stanford University lehrenden Archäolo-

gen Ian Morris - drei Menschheitsepochen ausgebildet und geprägt. Die Moral sei dem Fressen nachgeordnet, die materielle Grundlage habe den Menschen jeweils unmittelbar davon ableitbare Organisationsformen nahegelegt: flache Hierarchien und hohe Gewaltaffinität in der »Urgesellschaft« der Wildbeuter und Sammler; ausdifferenzierte Hierarchien und niedrige Gewaltaffinität in Agrarstaaten; wiederum flache Hierarchien sowie starke Ablehnung von Gewalt

und Zwang in jenen Gesellschaften, die mittels fossiler Brennstoffe die Energiezufuhr pro Kopf ins Unvorstellbare getrieben hätten. Jede Energieform lege einer Gesellschaft also andere Werte zugrunde - zwingend, überall. Darüber und über die Ableitungen kann man nachdenken. Es leuchtet nicht ein, warum fossil angetriebene Gesellschaften Gewalt ablehnten: im Innern vielleicht, aber nach außen? Die USA? Holt man sich da nicht vielmehr, was man braucht, einfach so und mit einer gigantischen, auf Öl und anderem basierenden, militärischen Überlegenheit?



Nach dem Corona-Schock: Neustart

aus der Krise

Man mag grundsätzlich diese Art des Zugriffs: den Überflug über die Kraterlandschaft der Geschichte, den Überblick aus großer Höhe, die grobe Einteilung, die vieles ignoriert, aber Entscheidendes sortiert. Bei Morris ragt das Lob des gesunden Menschenverstands heraus. »Der gesunde Menschenverstand ist zersetzend und zerfrisst die Ideologien wie Säure«, schreibt er, und womöglich ist dieser Satz der zentrale Satz seines Buches. Morris meint damit, daß sich die Menschen grundsätzlich entlang der Möglichkeiten ein- und ausrichten, die funktionieren, die ihr Leben erleichtern und ihnen einen Überschuß an Nahrung, Zeit, Ruhe, Komfort verschaffen, Das ist die Neugier des Jägers auf eine bessere Waffe und die des Bauern auf einen Wendepflug, auf einen Traktor oder ein Pestizid. Diese Lebenseinstellung ist in diesem Sinne zugleich die Abwesenheit jeglicher bukolischen Romantik. Außerdem, so Morris, sei der gesunde Menschenverstand unbestechlich in der Bewertung der Herrschaft, der man sich zu unterwerfen habe: Er wehre sich schonungslos gegen ihre womögliche Dysfunktionalität und räume sie ab, sobald es ihm möglich sei.

Morris läßt seine Thesen von vier Gesprächspartnern infrage stellen, unter anderem von der Schriftstellerin Margaret Atwood. Im Schlußkapitel greift er die Einwände auf und formuliert zwei Schlußfolgerungen. Sie sind leider nicht der Rede wert. Morris macht damit sein Buch zu einem Beispiel für flache Hierarchien - eine nervtötende Angelegenheit. Meine

These: Dieses ständige Austarieren des Gesagten ist der Tanz durchs Minenfeld der political correctness, ist der Tanz um den blinden Fleck. Zöge Morris die eigentliche Schlußfolgerung aus dem, was er zusammentrug, wäre er wissenschaftlich erledigt. Diese Schlußfolgerung lautet nämlich: Die nahezu grenzenlose und vor allem mühelose Verfügbarkeit von Energie erlaubt es jedermann, das zu verschleudern, was früher mühevoll erarbeitet werden mußte. Dies wirkt sich verheerend auf die »Werte« ei-

ner Gesellschaft aus: Alles Konservative (Fleiß, Dankbarkeit, Haushalten, Bewahren, Einrichten) bleibt auf der Stecke, wenn im Hintergrund und ohne daß man sie selbst antreiben müßte, hunderte Pferdestärken, hunderte Sklavenstunden für jeden von uns das wegräumen, was wir verpfuschen und das bereitstellen, worauf wir nicht achteten und was wir aus einer Laune heraus konsumierend ersetzen. Fossile Energie ermöglicht fahrlässige Emanzipation von allem und jedem, ermöglicht Experimente, Lebensentwürfe, Verfettungen, über die der gesunde Menschenverstand der letzten 20000 Jahre völlig ungläubig den Kopf geschüttelt hätte.

Entmündigung durch materiellen Uberschuß: Das wäre ein Thema für Morris gewesen. Man rebelliert nicht, wenn man alles hat, und man kann jeden Unterschied leugnen, wenn für alle Alles aus der Steckdose kommt. Beute,

Ernte, Öl: Erst das Öl (nicht bereits die Kohle!) machte die harte Arbeit überflüssig. Das ist die Kulturschwelle, über die Morris sprechen und von der her er die »Werte« unserer Zeit hätte ableiten sollen. Aber das kann einer nicht, wenn er in Stanford lehrt.

GÖTZ KUBITSCHEK ■

Planios gegen Rechts

Gustav A. Horn: Gegensteuern. Für eine neue Wirtschaftspolitik gegen Rechts, Berlin: Ch. Links Verlag 2020. 240 S., 20 €

Der Gebrauchswert dieses Buches ist gering. Gustav A. Horn will eine neue Wirtschaftspolitik skizzieren, die sich »gegen Rechts« auswirkt, indem sie Enttäuschte aller Klassen zurück in den Schoß etablierter, linksgepolter Politik holen soll. An sich könnte das interessant sein, weil das Vorhaben verspricht, daß auch der gescholtene rechte Gegner aus der Fundamentalkritik lernen könnte - so wie das bei einigen klaräugigen linken Autoren und anderen lesenswerten Gegenspielern unseres politischen Spektrums durchaus der Fall ist. Horn ist keiner von ihnen. Der Professor für Volkswirtschaftslehre an der Universität Duisburg-Essen beläßt es überwiegend bei den altbekannten Anti-Rechts-Platitüden. Auch seine – mitunter berechtigte – Kritik an der marktkonformen Demokratie hat man

> längst woanders fundierter wie auch pointierter gelesen, selbiges zählt für die - wiederum: berechtigte - Akzentuierung eines sozialen Schutzbedürfnisses der Bürger, das im heutigen neoliberalisierten Umfeld schwerer realisiert werden kann. Doch wozu das alles? Horn schimpft auf marktliberale Verhältnisse oder die Volksferne politischer Prozesse und möchte die »Krise des Lokalen überwinden«. Daß einem gestandenen Forscher hierzu aber nichts anderes einfällt, als den Kampf gegen Rechts zu intensi-

vieren, läßt einem die letzten Rudimente akademischer Titelgläubigkeit abhandenkommen.

Gleichwohl sind einige wenige bedenkenswerte Analysebausteine vorhanden. Horn, selbst Mitglied des SPD-Parteivorstandes, zeigt immerhin, daß die sozial- und wirtschaftspolitische »Aufstiegserzählung« der BRD für die unteren und mittleren Schichten längst Risse bekommen hat und daß an diesem Umstand die Sozialdemokratie besonders leidet, da es wesentlich ihre Erzählung gewesen ist. Wahlpolitisch heißt das: Wähler gehen verloren, die SPD taumelt vor sich hin, die Alternative für Deutschland, sofern sie sozialpolitisch Kurs hält, kann viele dieser Enttäuschten für sich gewinnen. Ebenso lesenswert sind jene Passagen, in denen Horn darauf verweist, daß die Rolle der AfD als sozial- und rechtspopulistische Kraft schon alleine dadurch eine Reihe problematischer Widersprüche in sich



birgt, indem die wirtschaftspolitischen Forderungen der Parteispitze im Regelfall aus dem neoliberalen »Instrumentenkasten des wirtschaftlichen Establishments entlehnt sind«. In der Tat, hier gilt es tatsächlich gegenzusteuern. Ansonsten handelt es sich um verzichtbare Lektüre, die immerhin deutlich macht, daß der alte sozialdemokratische Gegner im Hinblick auf die politische Rechte von gestern ist. Die neuen wirksamen Akteure »gegen Rechts« sind längst andere.

BENEDIKT KAISER ■

Sedan

1870

Die Siebenseitenschlacht

Gerd Fesser: Sedan 1870: Ein unheilvoller Sieg, Paderborn: Schöningh 2019. 202 S., 29.90 €

Der 1941 geborene Historiker Fesser, der seine akademische Laufbahn an der Karl-Marx-Universität in Leipzig begann, vertritt die These, nach der Otto von Bismarck den Krieg gegen Frankreich planvoll provoziert hat. Dabei beruft

er sich auf Historiker, deren Arbeiten ganz dem Paradigma des »deutschen Sonderweges« verpflichtet sind. Diese sehen eine unheilvolle und von der europäischen Entwicklung abweichende Tendenz in der deutschen Politik, die von Bismarck über Wilhelm II. bis zu Hitler reicht, in der Kriegführung als akzeptables Mittel der Politik galt. Die modernere Forschung hat hingegen gezeigt, daß Deutschland viel westlicher, auch demokratischer (Margaret Lavinia Anderson) als Frankreich,

England und die USA, daß säbelrasselnder Militarismus und Kriegsbereitschaft keine Spezialität Preußen-Deutschlands (Sean McMeekin, Rainer Schmidt) gewesen ist. Ebenso war Deutschlands Flottenrüstung nicht Ursache der deutsch-englischen Entfremdung (Andreas Rose), die letztlich zur Triple-Entente und »Einkreisung« des Reiches geführt haben soll.

Wer eine detailreiche Schilderung der militärischen Operationen bei Sedan erwartet hat, wird enttäuscht werden. Fesser legt auf 202 Seiten eine stark geraffte Darstellung des Deutsch-Französischen Krieges samt Ursachen und Folgen vor. Die Schlacht selbst handelt er auf nur siebeneinhalb Seiten ab. Dafür bringt er lange Auszüge aus der »Fröschweiler Chronik« (fünfeinhalb Seiten) - um Plünderungen einer zügellosen deutschen Soldateska zu veranschaulichen - und aus den Sedaner Kapitulationsverhandlungen (acht Seiten). Hier hätte eine gestraffte Schilderung der Vorkommnisse mit zwei bis drei kurzen Zitaten durchaus genügt. Dafür kommen Erlebnisberichte der am Kampf beteiligten Soldaten zu kurz. Aus Theodor Fontanes Darstellung des Frankreichfeldzuges wählt Fesser als Auftakt zur Schlacht eine zweiseitige Beschreibung der Landschaft bei Sedan aus.

Die Kaiserproklamation im Spiegelsaal zu Versailles nennt Fesser eine »martialische Ze-

remonie«. Mit der Aussage, Volksvertreter des Norddeutschen Reichstages seien »vorsätzlich nicht eingeladen worden«, suggeriert er kontrafaktisch, an der Zeremonie hätten keine gewählten Abgeordneten teilgenommen. Nach Michael Stürmer waren allerdings eine »Handvoll Mitglieder des Reichstages« zugegen.

Eingedenk seiner Sozialisation in der DDR wundert es nicht, daß Fesser in der Pariser Kommune mit den Worten Karl Marx' eine »Regierung der Arbeiterklasse« sieht, »das Resultat des Kampfes der hervorbringenden gegen die aneignende Klasse, die endlich entdeckte politische Form, unter der die ökonomische Befreiung der Arbeit sich vollziehen konnte.« Daß der Pariser Aufstand die Position der gewählten französischen Regierung bei den Friedensverhandlungen mit Bismarck entscheidend schwächte, muß davor zurücktreten.

Richtig schreibt Fesser, daß der Sieg im Krieg 1870/71 das deutsche Militär prägte. Die Prägung ist jedoch nicht verantwortlich für spätere Fehlentscheidungen wie den »Schlieffen-Plan«. Die politischen Konstellationen hat-

> ten sich 25 Jahre später grundlegend geändert. Der vom Autor monierte deutsche »Offensivgeist« gründet auf der Tatsache, daß die Triple-Entente als angenommener Kriegsgegner zahlenmäßig stärker war als das deutsche Feldheer. Darauf beruht die Überlegung, man könne die feindliche Allianz nur Stück für Stück – zunächst im Westen die Franzosen, dann im Osten die Russen - schlagen.

Die eigentliche Ursache für den erfolgreichen Maas-Übergang der

Wehrmacht bei Sedan 1940 war weniger der Beginn des deutschen »Angriffskrieges« am 10. Mai 1940, sondern die französische Kriegserklärung an Deutschland acht Monate vorher am 3. September 1939. Viele Interpunktionsund Orthographiefehler belegen ein mangelhaftes Lektorat. Verweise auf die verwendete Literatur sind zum Teil fehlerhaft. In Kapitel 2 fehlen die Endnoten 32 und 48 im Anmerkungsapparat. Dadurch gerät der Bezug aller folgenden Verweise durcheinander. Auch was das Preis-Leistungsverhältnis angeht, kann der Leser bessere Arbeiten zum Thema finden.

OLAF HASELHORST

Mehr als die Summe seiner Teile

Hans-Joachim Maaz: Das gespaltene Land. Ein Psychogramm, München: C.H. Beck 2020. 219 S., 16.95 €

Maaz' Psychogramm speist sich aus zwei Kraftquellen: der Sorge um den seelischen Zustand des Heimatlandes und der jahrzehntelangen Arbeit mit psychoanalytischen Methoden. Aus dieser Vereinigung zweier scheinbar inkommensurabler Kategorien ergeben sich spannende und

ungewohnte Einblicke, aber auch einige argumentative Schwierigkeiten.

Die Demokratie – um die geht es vordergründig – ist in Deutschland akut gefährdet. Nicht nur äußerlich, institutionell, sondern auch innerlich: Ihre Teilnehmer sind ihr seelisch nicht gewachsen. Das Urübel macht der Analytiker

ganz klassisch in frühen Beziehungsstörungen aus, die nicht selten auf zu zeitige Muttertrennung, auf Traumata zurückzuführen sind. Sie führen zur Selbst-Entfremdung oder zur Verpanzerung, wie Wilhelm Reich es genannt hatte, von dem Maaz wohl am stärksten beeinflußt ist. Verschont bleibt davon niemand: Jeder stellt in der Folge einen je eigenen, individuellen und schon verzerrten Zugang zur Realität her. Die Störungen lassen sich kategorisieren. Maaz dekliniert sie

gleich dreifach, jeweils unter anderem Vorzeichen – Demokratie, Freiheit, Liberalität – durch. Der Mensch reagiert mit Kompensationsstrategien, die der jeweiligen seelischen Fehlentwicklung entsprechen. Das Ergebnis ist eine Normopathie und zwar im doppelten Sinne. Das Individuum tendiert zur Konformität, aber wenn die Deformationen die Masse betreffen, so entsteht in der Summe ein falsches gesellschaftliches Leben als Normalität. Auch weltanschauliche Inklinationen beruhen letztlich auf frühkindlichen Defiziterfahrungen - das Leid eint die Menschen, die jeweiligen Bewältigungsversuche trennen sie. Wenn wir unser gemeinsames Leid als solches gegenseitig anerkennen würden, dann müßte doch ein Dialog auch über die Ideologiegrenzen hinaus möglich sein.

Freilich, die unzähligen krankhaften Idiosynkrasien können in einer funktionierenden äußeren Demokratie abgefedert und verkraftet werden. Verliert diese aber an Plausibilität, etwa weil sie die Meinungsfreiheit oder die materiellen und sozialen Sicherheiten nicht mehr garantieren kann, so wächst die Gefahr einer gesellschaftlichen Spaltung. Wir müssen mit uns selbst ins Gericht gehen, jeder, wenn wir diesen fatalen Erosionsprozeß aufhalten wollen, wir müs-

sen wieder wahrhaft zuhören lernen, dürfen den anderen nicht a priori beschuldigen und sind auch genötigt, unsere eigene Schuld an jedem Konflikt einzusehen.

Bis hierher klingt das alles recht ausgewogen, es spricht den Leser ganz konkret an, ermuntert ihn zur kritischen Selbstbefragung. Die Beispiele, die Maaz dann aber immer wieder bringt, zeigen die schwere gesellschaftliche Schieflage. Denn seine Themen sind die AfD und Pegida, die

Migrationspolitik, der Islam, der Genderismus, der Populismus, der Feminismus, die Klimadebatte, also just all das, was der linke Mainstream thematisch weitflächig kategorial besetzt hält. Gegen diesen wendet er sich: »Unter demokratischen Verhältnissen bedeutet Zivilcourage,

sich dem Mainstream zu widersetzen, politische Korrektheit infrage zu stellen ... und dem normopathischen Druck der Zugehörigkeit zu widerstehen«. Man könnte dem Autor hier Mut attestieren. Maaz scheint sich des Risikos bewußt zu sein: Ein einziger Denunziant genügte, um auch ihm das »Nazi«-Etikett anzuhängen, daß

er als Symptom des seelischen Verfalls kennzeichnet – deshalb meint er, immer wieder Unabhängigkeitserklärungen einbauen zu müssen.

Das Buch krankt aber an größeren Problemen. Wenn alles innerseelisch determiniert ist, dann wird die rationale Einsicht, das Argument, entmachtet. Auch diese Schrift ist de facto obsolet: Private Therapie ersetzt öffentlichen Dialog. Vor allem aber scheinen im Argumentationsgetriebe einige Zahnräder zu fehlen, jene

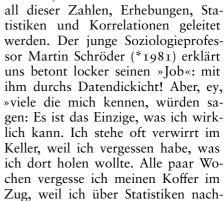
einige Zahnräder zu fehlen, jene nämlich, die die Transformation von der individuellen Störung hin zur gesellschaftlichen Erkrankung erklären. Sind die in ihrer frühkindlichen Entwicklung gestörten Individuen Politiker, Journalisten, Manager und dergleichen, dann ist das noch einsichtig – Maaz' Idee eines Politikerstudiums ist dort folgerichtig und originell – wie aber eine je individuelle Überforderung sich auf ein »kollektives Überforderungsverhalten« transformieren läßt, bleibt dunkel. Anders gesagt: Kann sich jemand mit tiefer Einsicht ins nur Spezifische die allgemeine Aussage zutrauen?

JÖRG SEIDEL ■



Martin Schröder: Wann sind wir wirklich zufrieden? Überraschende Erkenntnisse zu Arbeit, Liebe, Kindern, Geld, München: Bertelsmann 2020. 288 S., 20 €

Zugegeben: Der Titel klingt nicht so, als müßte man das Werk dringend lesen. Er paßt zudem perfekt zu der Art, wie wir durch das Geflecht



gedacht habe.« Solch kumpeliges Anbiederungsverhalten geht weit über den typisch angelsächsischen Schreibstil hinaus.

Aber wir müssen durch! Denn die Zahlen, die hier präsentiert werden, haben es in sich. Es sind die Daten des Sozioökonomischen Panels,



HANS-JOACHIM MAAZ

gespaltene

Land

Ein Psychogramm

C·H·Beck

Das

(SOEP) das – finanziert durch den Bund und Berlin - vom Deutschen Institut für Wirtschaftsforschung erstellt wird. Seit 1984 wurden in diesem Rahmen rund 85000 Menschen insgesamt 640000 mal befragt, wie »zufrieden« sie mit ihrem je derzeitigen Leben seien. »Zufriedenheit« ist eng mit »Glück« korreliert. Die Gründe, dennoch ersteres zu messen, werden hier nachvollziehbar dargestellt. Der entscheidende wie einschneidende Satz lautet: »Indem wir berechnen, wann Menschen zufrieden sind, können wir also berechnen, welche Lebensbedingungen sie benötigen. Statt endlos zu philosophieren, was das richtige Leben ist, kann man es erstmals mit Daten berechnen.«

Das ist freilich eine endlos kühne Aussage (hier wird also die Befindlichkeit der deutschen Durchschnittsseele kalkuliert), aber es ist tatsächlich hochinteressant. Hier geht es nicht um Meinungsumfragen oder einen jahrelangen »Psychotest«. Hier werden mittels massiver Datenlage feinste Korrelationen ausgearbeitet. Was kommt dabei heraus? Schröder: »Es ist nicht das, was die meisten hören wollen, und widerspricht sogar dem, was wir für moralisch richtig halten.« Nämlich? Gemäß der befragten Lebenszufriedenheit sind jene Väter am zufriedensten, die die meisten Stunden »auf Arbeit« ver-

bringen. Nun wollen Mütter bekanntermaßen, daß sich Väter ihren Kindern widmen. Jedenfalls liest und hört man das allenthalben. Das SOEP hat nun in seiner Langzeitstudie herausgefunden, daß Mütter tatsächlich um so zufriedener sind, je länger die Väter außer Haus sind. Und: Bei Männern steigt die Unzufriedenheit signifikant, wenn die Frau auch nur geringfügig mehr verdient.

Sind das nicht exakt die Rollenmuster, die »wir« der »Gesellschaft«

seit Jahrzehnten propagandistisch austreiben wollen? Was ist da los? Etwa eine Kluft zwischen öffentlicher und veröffentlichter Meinung? Dies ist nicht das Thema unseres Autors. Der fabuliert nur hin und wieder: Eigentlich seien ja »diese Daten eine Katastrophe« oder: »Es wird noch merkwürdiger ... « Nämlich: Die Daten zeigen weiterhin klar, daß Väter wie Mütter dann am zufriedensten sind, wenn er ca. 80 und sie 20 Prozent der Erwerbsarbeit übernimmt.

Vieles ist wirklich hochinteressant. Nach dem Tod eines Kindes sinkt die Lebenszufriedenheit des Vaters für drei Jahre deutlich, danach ist sie statistisch auf dem vorigen Stand. Bei Müttern sinkt sie ins Bodenlose und erholt sich im Bemessungszeitraum nie wieder. Gute Schulnoten sorgen sogar dann für höhere Zufriedenheit, wenn sie später nicht mit einem höheren Einkommen korrelieren. Es scheint besser, elternlos aufgewachsen zu sein als mit Eltern, mit denen man häufig stritt.

Insgesamt erreicht mehr als die Hälfte der befragten Deutschen einen Zufriedenheitsindex von 80 (von 100) oder darüber. In Ländern wie

Simbabwe beträgt der Mittelwert nur 40, bei den heiteren Südamerikanern aus Guatemala und Kolumbien deutlich über 80. Wir sprechen also stets über relative Zufriedenheit. Dieses Buch ist direkt anti-philosophisch. Aber es lehrt uns unglaublich viel über den bundesdeutschen Menschen.

ELLEN KOSITZA

Eigentlich identitär?

Düzen Tekkal: #GermanDream. Wie wir ein besseres Deutschland schaffen, Berlin/München: Berlin Verlag 2020. 224 S., 18 €

Die Frage, wer eigentlich als »Deutsche/r« gelten dürfe, steht uns längst bis hier. Wir haben sie ungezählte Male durchdekliniert. Düzen Tekkal macht sich nun für »eine neue Art Verfassungspatriotismus« stark. Der Verlag nennt es einen »engagierten Aufruf«. Das ist stark untertrieben. Frau Tekkal (*1978) brennt. Sie, die Kriegsreporterin (sie war mittendrin, als der IS im Nordirak Attacke blies) und ehemalige RTL-Journalistin ist kurdische Jesidin. Wer sie je für ihre Leute dort reden hörte, ahnt, daß es für diese

Frau - geboren als eines von elf Kindern einer Analphabetin - keine halben Sachen geben dürfte.

Und doch: So sehr sie für die Sache der Jesiden kämpft, so sehr beansprucht sie auch, als Deutsche die Botschaft von einem »German Dream« weitertragen zu dürfen. Tekkal hält es für ein unermeßliches Privileg, in Deutschland leben zu dürfen. Sie, die anno 1989 anläßlich des Mauerfalls Tränen der Freude mitgeweint hatte, missioniert mit dieser Einstellung und mithilfe ihrer teils

prominenten, teils durchschnittsbürgerlichen »Wertebotschaftern« deutsche Schulen. »Ich fühle mich für Deutschlands Geschichte mitverantwortlich, wie es im Übrigen alle tun sollten, die in diesem Land leben.« Die lebhafte Autorin ist »genervt davon, wie sich manche Migranten kollektiv die Opferrolle zuschreiben« und wie, namentlich, Leute wie Hengameh Yagoobiferah »Abgrenzung perpetuieren«: Mit einem »Mantra wie Kein Mensch ist illegal« mag man vielleicht das eigene schlechte Gewissen beruhigen und sich selbst als perfekter Gesinnungsethiker inszenieren können.«

Tekkal wurde und wird dafür kritisiert, sich wie eine »Identitäre«[!] zu gerieren; ihr »#GermanDream« sei ein elender »Dankbarkeitshashtag«. Sie selbst wehrt sich furios. Im Zweifel würde sie sich immer für Deutschland entscheiden, sagt sie. »Ich kenne Leute, die sagen: ›Ich schulde diesem Land gar nichts! Einige von ihnen wären vielleicht gar nicht mehr am Leben, hätten sie die Flucht nach Deutschland nicht gewagt und hier Aufnahme und Solidarität gefunden. Dankbarkeit kann man nicht verord-



nen, Liebe erst recht nicht. Man muss es schon fühlen.« Als Studentin hatte Frau Tekkal sich noch für die Jusos engagiert, aber dann »ganz bewußt mit dem linksliberalen Spektrum gebrochen.« Sowohl »Mulitkulti-Kuschelkurs« als auch die verlogene »Toleranz« gingen ihr gegen den Strich. Wiederholt beklagt sie die »kognitive Dissonanz« des linken Spektrums. Wie sehr Tekkal in der Mitte der sogenannten Gesellschaft angekommen ist, zeigt sich auch dadurch, daß in diesem Buch unter anderen Cem Özdemir und Wolfgang Schäuble affirmativ interviewt werden - sogar dies sind übrigens recht interessante Beiträge. Im Ganzen haben wir hier ein Sammelsurium an (zurecht) stolzer Selbstdarstellung (sympathisch: Tekkal bringt noch heute zu »offiziellen« Terminen ihre Sippschaft mit), vehementer Deutschlandliebe und tiefer jesidischer Solidarität. Ich selbst als Rezensentin bin übrigens nicht über das #GermanDream-Projekt auf Düzen Tekkal aufmerksam geworden, sondern durch ihr leidenschaftlich vorgetragenes Engagement für die gequälten Jesidinnen. Sie legt überzeugend dar, warum uns gerade das Schicksal der vom radikalen Islam gequälten Frauen interessieren sollte. Natürlich gehört Menschen wie Tekkal unser Herz. So, und nur so, könnte eine »Bekenntnisnation« funktionieren.

ELLEN KOSITZA

Sackgasse

Omri Boehm: *Israel – eine Utopie*, Berlin: Propyläen 2020. 256 S., 20 €

Seit einiger Zeit ist der Friedensprozeß im Nahen Osten nur noch eine Worthülse. Jeder Kundige weiß, daß es ihn de facto nicht mehr gibt. So ist die Zukunft dieser weltpolitisch wichtigen Region unsicherer denn je. Zahlreiche Intellek-

tuelle haben sich aufgemacht, Auswege aus der verfahrenen Situation zu suchen. Von der einstigen Euphorie, die man bei vielen Israelis und Palästinensern nach dem Abkommen von Oslo Mitte der 1990er Jahren spüren konnte, ist nichts übriggeblieben.

Der deutsch-amerikanische Philosoph Omri Boehm, der über einen längeren Zeitraum in Deutschland und in den USA gelebt hat, vertritt aufgrund seiner Erfahrungen mit westlichen Demokratien einen liberalen Standpunkt. Israel zählt Boehm

zufolge nicht zu den Verfassungsstaaten mit westlichen Standards. Um sich nicht wie viele jüdische Intellektuelle dem Vorwurf der Doppelzüngigkeit auszusetzen – für Israel gelten für sie häufig andere Maßstäbe als die, für die sie üblicherweise anderswo streiten – will er konsequent bleiben: Israelische Staatsangehörigkeit kann demnach primär nicht auf jüdischer Abstammung, also auf jüdischem Blut basieren. Ein solches Merkmal belegt den Widerspruch zwi-

schen universalistischen Prinzipien der Liberalität und den faktischen staatsrechtlichen Regelungen.

Man ist nicht allzu parteilich, wenn man die Meinung teilt, rechtsnationale israelische Regierungen der beiden letzten Jahrzehnte hätten die Ideale von Simon Peres und Jitzchak Rabin verraten. Mit Netanjahus Annexion der Westbank und der Ansiedlung von hunderttausenden Neubürgern sind Fakten geschaffen, die kaum rückgängig zu machen sind. Daß sich die Palästinenser ihrerseits nicht mehr an geschlossene Abkommen halten wollen, liegt nicht nur für Boehm auf der Hand. Die Zwei-Staaten-Lösung, die lange Zeit versprach, bei adäquater Umsetzung den Schlüssel zur Lösung zahlloser Probleme zu bieten, ist längst in weite Ferne gerückt. Selbst die Gedanken von militanten Zionisten wie Wladimir Z. Jabotinsky und dessen Schüler Menachim Begin werden im Hinblick auf die Gegenwart erörtert.

Was also tun, um aus der Sackgasse zu gelangen? Boehm argumentiert zugunsten der Ein-Staaten-Lösung. Die Staatsbürgerschaft Israels solle unabhängig von Religion, Herkunft, schichtenspezifischer Zugehörigkeit und so fort verliehen werden. Die ethnische Zugehörigkeit müsse mehr und mehr irrelevant werden. Nur so könnte die westliche Demokratie in Israel Heimstatt finden. Eine solche Basis, so sieht es der Autor, sei imstande, einen echten Friedensprozeß vorantreiben. Zumindest auf längere Sicht wäre es möglich, für viele Araber ein menschenwürdiges Dasein zu gewährleisten, etwa in der Gaza-Region. Soziale Verbesserungen könnten kriegerischen Aktionen immer mehr den Boden entziehen, was letztlich allen zugute käme.

So weit, so gut. Boehm weiß, daß seine Anregungen vor allem für linke und liberale Israelis folgerichtig erscheinen. Bevorstehende demographische Umbrüche, die in dem Buch ein wenig zu kurz kommen, würden aber in einem ein-

heitlichen Staat den Bevölkerungsanteil mit jüdischer Herkunft noch stärker in die Defensive zwingen als es unter den derzeit realen Bedingungen ohnehin der Fall sein dürfte.

Zu den schwächsten Passagen der Schrift zählen die größtenteils polemischen Einlassungen über die Varianten des Populismus, deren zumeist ostentativer Philosemitismus einfach zum angeblich verdeckten Antisemitismus umgedeutet wird. Daß Trump Jerusalem als Hauptstadt Israels anerkennt, paßt nicht ins Freund-Feind-

Schema. Das Ideengebilde einer föderalen, binationalen Republik deklariert der Autor als Utopie, was freilich zu undifferenziert ist. Er hätte sein Wunschgebilde zur abstrakten (im Gegensatz zur konkret-umsetzbaren) Utopie erklären müssen. Das wäre plausibler gewesen, da es in Zukunft keine einflußreiche Gruppierung geben dürfte, die die Verwirklichung solcher Vorstellungen in Israel vorantreibt.

FELIX DIRSCH ■



Sezession

Programm und Redaktion

Sezession ist eine politisch konservative Zeitschrift. Sie wird von Rechtsintellektuellen gemacht, die Redaktion hat ihren Sitz auf dem Rittergut Schnellroda in Sachsen-Anhalt.

Sezession bündelt Gedanken, Argumente und Lösungsansätze sechs Mal im Jahr auf jeweils 72 Seiten – drei Mal thematisch gebunden, drei Mal in einem offenen Heft.

Sezession wird vom Institut für Staatspolitik (IfS) herausgegeben und erscheint 2020 im achtzehnten Jahrgang.

Presse über uns

- eine »kluge Zeitschrift« (*Die Welt*)
- die »Pflichtlektüre der neurechten Intelligenz«
 (Tagesspiegel)
- »unverzichtbar für jeden Konservativen, der mitdenken will« (Junge Freiheit)

Ihr Abonnement

Ein Jahresabonnement (sechs Hefte) kostet inklusive Porto:

- **▶** 50 € im Normalbezug,
- 35 € ermäßigt für junge Leser in Ausbildung,
- ▶ 75 € im Förderabonnement,
- ▶ 60 € für Auslands-Abonnenten.

Ihre Prämie 2020

Neuabonnenten erhalten als Prämie zwei *Sezession*-Hefte aus dem Archivbestand mitgeliefert.

Sezession Rittergut Schnellroda 06268 Steigra

Überblick 2020, 18. Jahrgang



Heft 94 / Februar / 11 €
Thema: »Lektüren«
80 Seiten, Beiträge u.a.:
Ivor Claire
Warum lesen?
Götz Kubitschek
Warum schreiben?
Erik Lehnert
Geschichtsdenker
David Engels
Tolkiens Reich



Heft 95 / April / 11 €
offenes Heft
80 Seiten, Beiträge u.a.:
Autorenporträt
Peter Turchin
250 Jahre
Friedrich Hölderlin
Erik Lehnert
Der Cant
Konstantin Fechter
Kapp-Putsch 1920



Heft 96 / Juni / 11 €
Thema: »Verhaltenslehren «
76 Seiten, Beiträge u.a.:
Autorenporträt
Arnold Gehlen
Erik Lehnert
Stiftungswesen
Ellen Kositza
Tradwife
Lothar Fritze

Macht



Heft 97 / August / 11 €
offenes Heft
80 Seiten, Beiträge u.a.:
Autorenporträt
Gert Ledig
In memoriam
Jean Raspail
Dirk Alt
Pöbel und Straße
Olaf Haselhorst
Nachkriegsverluste



Heft 98 / Oktober / 11 €
Thema: »Recht und Ordnung«
72 Seiten, Beiträge u.a.:
Autorenporträt
Wilhelm Röpke
Wiggo Mann
Staat oder Clan
Götz Kubitschek
Dienen
Lexikon der
Ordnungsrufe



Heft 99 / Dezember / 11 €
offenes Heft
72 Seiten, Beiträge u.a.:
Autorenporträt
Heiner Müller
Jonas Mahraun
100 Jahre Celan
Martin Lichtmesz
Mishima vor 50 Jahren
Kemal Cem Yilmaz
Beethoven und ich

Kritik an der Kanzlerin ist erlaubt, aber verrückt und kann darum keine Kritik sein, wie sie das Grundgesetz erlaubt.